

ZEPHER UND SCHLÜSSEL

IN DER HAND DES
PRIESTERS



VON FRANZ XAVER ESSER S.J.

Zepter und Schlüssel
in der Hand des Priesters

Zepter und Schlüssel in der Hand des Priesters

Von Franz Xaver Esser
S.J.

Freiburg im Breisgau 1924
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

Imprimatur

Coloniae, die 30 Octobris 1923

Bern. Bley S. J.

Praep. prov. Germ. Inf.

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 27 Augusti 1924

‡ Carolus, Archiep.

Buchschmuck von Professor Adolf Kunst.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

Geleitwort.

Wir blättern wieder einmal still und sinnend im Buch der Weltgeschichte. Wie strahlen sie uns zahlreich da entgegen, blendend durch ihren Glanz, die Namen der Welteroberer und Allbeherrscher! Doch weiß ich einen Namen auf der Erde, der nicht in diesem Buche steht, vor dem sie aber alle insgesamt erbleichen müssen, wie Kerzenflimmern in der hellen Mittagssonne schwindet: es ist der Priestername.

Drum schreibt der hl. Ambrosius begeistert und ermunternd: „O Priester Gottes! Laß getrost den langen Zug der Herrscher an dir vorüberschreiten! Du stehst hoch über ihnen.“ Das Wort des Heiligen unterstreicht ein Wort des Dichters. In Wolfram von Eschenbachs Parzival mahnt Tevrizent den jungen Helden zur größten Achtung vor den Dienern des Heiligtums und spricht dabei:

„Was auf Erden steht dein Angesicht,
Das vergleicht sich doch dem Priester nicht!“¹

Als Laien fragen wir erstaunt, als Priester hocherfreut: Was mag so himmelhohen Vorrang doch

¹ Hemmes S. J.: Richard Wagners Parzival S. 31.

bewirken? Die zwei Symbole, die der Priester in Händen trägt, erteilen Auskunft: das goldene Zepter und der wundertätige Schlüssel. Mit jenem übt er Macht über den wirklichen, mit diesem über den mystischen Leib des Gottessohnes.

Indessen benimmt der hohe Stand dem Priester nicht das Menschsein. Und Menschsein heißt, an sich den allgemeinen Fluch erfahren, daß das Alltägliche an Wert verliert: *cotidiana vilescunt*. Droht deshalb nicht Gefahr, daß Zepter sowie Schlüssel, die der Priester täglich fast in Händen hält, auch mit der Zeit an Hochschätzung einbüßen? Daraus ergibt sich die Berechtigung zum Schreiben dieses Büchleins, und ist es nicht allein den Neugeweihten zgedacht, in deren Herzen der Erstlingseifer glüht, sondern mehr noch den ehrwürdigen Jubilaren im Silber- oder Goldkranz. Daß doch der Ewige Hohepriester vom Himmel alle bei seinem Lesen segne, damit bei ihnen ständig das Zepter und der Schlüssel im Ursprungsglanz erstrahlen!

Köln, Albertusstraße 36.

D s t e r n 1924.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Geleitwort	V

Das goldene Zepter.

I. Die Geschichte des goldenen Zepters	3
II. Der Machtbereich des goldenen Zepters	10
III. Das drückende Gewicht des goldenen Zepters	19
IV. Der Glanz des goldenen Zepters	24
V. Die Heilkraft des goldenen Zepters	36
a) Heilkraft vom Zepter in den schwachen Stunden	37
b) Heilkraft vom Zepter in verzagten Stunden	42
c) Heilkraft vom goldenen Zepter in selbstsüchtigen Stunden	45
VI. Die Inschrift am goldenen Zepter	49

Der wunderthätige Schlüssel.

I. Das Hohelied vom wunderthätigen Schlüssel	61
II. Der wunderthätige Schlüssel ein Oftergeschenk	64
III. Der Ursprung des wunderthätigen Schlüssels	69
IV. Die Sinnsprache des wunderthätigen Schlüssels	80
V. Die Bestandteile des wunderthätigen Schlüssels	88
VI. Der Schlüsselträger als Wahrer der Rechtsame Gottes	92
a) Justitia hält die Wage	95
b) Justitia trägt die Augenbinde	98
c) Justitia sitzt in hehrer Ruhe da	100
VII. Der Schlüsselträger als Friedensfürst	103
VIII. Die Friedensfülle im wunderthätigen Schlüssel	110
Nachwort	119



I.

Die Geschichte des goldenen Zepters.

Das goldene Zepter, das dem Priester Macht über den wahren Leib des eingeborenen Gottessohnes gibt, ist nicht neu und nicht von gestern. Eine lange, fast zweitausendjährige Geschichte weiß von ihm zu melden, wie es von Hand zu Hand gewandert ist. Das merkt man ihm auch deutlich an: sein Gold weist Spuren häufigen Gebrauches auf, ganz ähnlich wie der Kelch, mit dem ein altgewordener Priester seit langem täglich zelebriert. Da wollen wir in heiliger Neugier wissen, wie jene hießen, die schon vor uns Priestern dieses Kleinod in ihren Händen halten durften.

Die allerersten waren Maria, die hehre Gottesmutter, und der hl. Joseph. Ein auserwählter Erzengel hatte es ihnen im Auftrage des Allerböchsten überreicht. Zwar ging dabei nach außen alles schlicht und einfach zu. So hält es ja der Himmel stets, wo er sich Menschen offenbart und ihnen von seinen Schätzen zuteilt. Denn den Begnadigten strahlt deren Wert in solcher Helligkeit entgegen, daß ein Abdämpfen angebrachter ist als Steigern. Drum war

auch hier kein Prunksaal hergerichtet und keine Schar von auserlesenen Zeugen zugezogen. Das ist nur Brauch der Menschen, wenn sie Geschenke überreichen, damit der äußere Glanz sie hebe und ihre Dürftigkeit nicht allzu sehr ins Auge falle. Doch gehen wir wohl schwerlich irre, daß die Engel oben mit ihrem Sanctus inne hielten, in Spannung horchend auf die Worte, welche Gabriel an Maria richtete: „Du wirst empfangen und einen Sohn gebären.“ War damit ja, was sie sich nie zu träumen unterfangen hätten, ganz klar und deutlich ausgesprochen: Er, dem sie zitternd und anbetend huldigten, sollte das Kind Mariens werden. Kaum aber hatte diese zugestimmt, so übergab der Himmelsbote ihrer Hand das goldene Zepter, zum Zeichen der potestas in Christi corpus verum. Die Jungfrau war jedoch verlobt mit einem Manne namens Joseph aus dem Hause Davids (Luk. 1, 27), und deshalb teilte sie selbstredend mit ihm diese Macht: Joseph und Maria, die ersten Träger unseres goldenen Zepters.

In was für einen wunderbaren Glanz hat es seitdem die beiden bis zur Stunde eingetaucht! Lobend berichtete der Hauptmann im Evangelium von den ihm unterwürfigen Soldaten: „Sage ich zu diesem: ‚Geh!‘ so geht er; und zu einem andern: ‚Komm!‘ so kommt er“ (Matth. 8, 9). Indessen waren es nur arme Söldner, denen er gebot. Weit mächtiger erscheint uns deshalb Josue, als er sich zu dem Riesenglobus der Sonne wendete und ihn mit einem kurzen

Wort zum Stillstehen bannte, trotzdem die vorgeschriebene Bahn noch lange nicht durchmessen war und höchste Eile nothtat. Doch himmelhoch erhaben stehen die ersten Träger unseres goldenen Zepters auch noch über ihm. Denn ihren Worten folgt der Herr der Heerscharen so schnell und treu, wie jedes gute Kind der Mutter und dem Vater. Bald trug er ihnen Brennholz zu und machte für sie kleine Botengänge in das Dorf; und als er größer wurde und in der Werkstatt stand, da war er gleicherweise eines jeden ihrer Winke gewärtig: *et erat subditus illis* (Luk. 2, 51).

In heiliger Scheu und Ehrfurcht gebrauchten aber auch die beiden ihre Machtbefugnis. Nicht bloß weil ozeangroße Liebe zum Kinde ihre Herzen füllte! Sie kannten außerdem die Heilige Schrift zu gut; und deshalb war für sie wegweisend jene ernste Szene, die sich im zweiten Buch der Könige (6, 6) abspielte: „Als man zur Tenne Nachon kam, griff Oze nach der Lade des Herrn und hielt sie fest. Die Kinder schlugen nämlich aus und brachten sie ins Wanken. Der Zorn des Herrn ergrimmete aber gegen Oze und traf ihn wegen der Vermessenheit, so daß er bei der Lade Gottes starb.“ Beides gestaltete deshalb die Macht der ersten Zepterträger zu einer *potestas lucis*, und vom Himmel stieg Gegen über Gegen auf sie herab.

* * *

Nach 33 Jahren etwa wanderte das Zepter dann aus ihren Händen weiter. Das waren aber keine unschuldvollen, zarten Hände, die es nun umfassen durften. Satan und seine Helfershelfer, die Pharisäer und die Henkersknechte, erhielten Macht über den wahren Leib des Herrn. Der Macht des Lichtes folgte die der Hölle und der Finsternis (Luk. 22, 53). Entsprechend wurde ihnen drum das Zepter als potestas tenebrarum in später Abendstunde überreicht, zur Nachtzeit, wo alles finster war, und ringsum Totenstille wie auf einem Kirchhof herrschte, und nur gespensterhaftes Grauen umging.

Schändlich mißbrauchte schon Nabuchodonosor die Macht des Siegers und trieb gar schnöden Mißbrauch mit heiligen Gefäßen. Die einst bei hehren Opferfeiern zu Jehovas Ehre Verwendung fanden, mußten nun ertragen, daß aus ihnen rohe Becher bei einem ausgelassenen Freudenmahle tranken. Doch unverweilt erschien das unheilswangere Mene-Tekel an der Wand, und das, obgleich hier die Entwürdigung nur tote Becher traf aus kaltem und gefühllosem Metall!

Der Heiland aber vom Gethsemanigarten, der den neuen Zepterträgern überliefert ward, barg Leben in der Brust, und dieses Leben war so tief und fein empfindend! Trotzdem sind jene, jeglichen Gefühles bar, in unsäglicher Roheit mit ihm umgesprungen. Sie schlugen ihn mit Fäusten ins Gesicht und warfen ekelhaften Speichel auf seine reine Stirn; auch

banden sie ihn fest an einer Geißelsäule und krönten ihn mit Dornen und ließen ihn, ans Kreuz genagelt, sterben. Wie muß beim Anblick dieser Greuel und Entehrungen im Herzen Gottes der Zorn und Ingrimm als verzehrend Feuer aufgelodert sein! Und welches Mene-Tekel wird der Würgengel des Höchsten über die Häupter dieser Zepterträger hingeschrieben haben! Oder hing denn etwa der ewige Vater mit weniger Zärtlichkeit an seinem Kinde als David an seinem Freunde Jonathas? Und was für einen Fluch sprach schon dieser in seinem Schmerze über das Gebirge von Gelboe! Und dieses hatte nur das Sterbelager für den Helden abgegeben, am Sterben selber trug es keine Schuld.



Mit Christi Consummatum est entfiel gottlob das goldene Zepter den Händen Satans und seiner Helfershelfer, und andere durften sich nach diesem Kleinod bücken und es in ihre Hände nehmen: zunächst die elf Apostel, welche der Herr beim letzten Abendmahl zu seinen Priestern auserkoren und denen er die Feier der heiligen Messe anbefohlen hatte. Und jedesmal wenn sie nach dieser Weihestunde die Stufen des Altares aufwärts schritten zum heiligen Opfer, wurde die wunderbare Machtbefugnis über den wahren Leib des Herrn in ihnen Wirklichkeit. Aus ihrem Munde ein paar flüchtige Worte bei der heiligen Wandlung, und der Gottmensch stieg

vom Himmel nieder, nahm die Gestalt des Brotes und des Weines an und ließ sich wieder kreuzigen!

Doch durften die elf Apostel das Zepter nicht für sich allein behalten; sie mußten es weiter geben von Hand zu Hand, den Bischöfen und Priestern in endloser, langer Reihe, bis schließlich es auch unser heiligstes Besitztum wurde. O hehre Stunde unserer Priesterweihe! An neuem Werden reich wie der Schöpfungsmorgen! An Himmelsgunst und Gottesgnade wetteifernd mit dem Tage der Verkündigung! Der Bischof trat mit Stab und Mitra, ein anderer gottgesandter Gabriel, vor unsere Schwachheit hin, und Worte sprach er, die wie Frühlingswehen wirkten: *Accipe potestatem, offerre sacrificium Deo missasque celebrare!* Und alsogleich durchströmte wunderbare Kraft die schwachen Finger unserer Hand, daß sie vermochten, das goldene Zepter, den Inbegriff der höchsten Erdenmacht, zu halten. Nun ist uns im Gehorsam untertänig „der aus dem Lichtschoße des Vaters in Ewigkeit als Gott Gezeugte“ (Ps. 109, 3)! Es beugt sich vor uns, „der alles trägt in Kraft des Wortes seiner Macht“ (Hebr. 1, 3), „auf dessen Schultern Herrschaft ruht!“ (Jes. 9, 6.)

Kein Wunder, daß in jener einzigartigen Stunde der Dom uns Tabor wurde, und wir in überseliger Wonne riefen: „Wie ist hier gut sein, Herr!“

Doch während so in unsern Herzen die Freude meergleich wogte, besiel den ewigen Vater etwas wie banges Zittern. Die alte Frage trat vor seinen Geist:

„In was für Händen wird der Neugeweihte das goldene Zepter tragen? . . . Ob's bei ihm Macht des Lichtes bleibt? helleuchtend wie der Mittag? . . . Nimmt es, dem Gluche der Gewohnheit unterliegend, langsam den trüben, zweifelhaften Schein der Dämmerung an, durch Kälte, Lauheit und Gedankenleere beim heiligen Opfer? Verwandelt es sich gar in unheilvolles Dunkel, wird Macht der Finsternis, wenn auch nicht ständig, so doch ab und zu, durch diese oder jene sakrilegische Messe? . . .

Hier mußt du inne halten, Priester, der du dieses liest! Hier tut Erforschung not und gründliches Zusehen. Verschließe drum die Fenster und Türen deines Herzens samt und sonders, und suche in Ruhe die ungeschminkte Antwort auf die ernste Frage: Was war das goldene Zepter bis auf den heutigen Tag in deiner Hand? Du teilst es mit Maria und dem Satan. . . . Wer war dir Vorbild, jene oder dieser? War es potestas lucis oder tenebrarum? . . . Gib Rechenschaft! . . .

II.

Der Machtbereich des goldenen Zepters!

Der Machtbereich des Zepters, welches jene in Händen halten, die man gemeinhin Kaiser, Könige, Fürsten nennt, ist äußerst eingeschränkt, und was jenseits der Pfähle liegt, die andere Landesfarben tragen, entzieht sich ihm, kann seiner sogar spotten, ohne Strafe zu befürchten. Drum hat es eigentlich auch nur den Schein von Gold, und nicht die Wirklichkeit. Ganz anders steht es um das Zepter, das die Priester in Händen tragen. Der Kreis, in welchem dieses wirkt, ist allumspannend und nicht mit Kilometern oder Meilen abzugrenzen. Man möchte fast von ihm behaupten, was wir staunend beim Psalmisten lesen: „Wohin vor deinem Angesichte fliehen? Stieg' ich zum Himmel aufwärts, so bist du da; und ginge ich zur Unterwelt hinab, auch da bist du zu finden. Erhöhe ich bei der Morgenröte meine Flügel und endete den Flug beim fernsten Meeresstrande, so würde selbst dort deine Hand mich leiten und deine Rechte mich erfassen.“ Drum ist an ihm auch alles Gold, das Äußere und das Innere, was sich dem Auge zeigt, und was sich ihm verbirgt.

Doch wer genauer zuschaut, wird entdecken, daß sich bei ihm drei dicke Schichten Goldes aufeinanderlegen, von denen jede auf einen neuen, ausgedehnten Machtkreis deutet.



Der erste Machtbereich umspannt den Himmel. Wie sicher wähnte der sich vor uns Menschen, weit sicherer noch, als ehedem das Paradies. An dessen Pforten hielten nur zwei Cherubim die Wacht, und gleichwohl wehrten ihre Flammenschwerter jeden unbefugten Eintritt ab. Das Heiligtum des Himmels aber hütet nicht bloß der ganze Chor der Cherubim, nein, die Gewalten, Thronen, alle seligen Geister. So konnte man in ihm denn auch Jahrtausende hindurch das ewige Hochzeitsfest in ungestörter Ruhe feiern, nur daß von Zeit zu Zeit sehnsüchtige Seufzer aus der Erdentiefe wie arme Bettler an der Türe pochten. Seitdem die Priester aber das goldene Zepter in ihren Händen tragen, steht der so sorgfältig bewahrte Himmel diesen offen. Sie können darin schalten mit einer Macht, die man am liebsten Allmacht nennen möchte. Das tun sie auch. Denn jeden Morgen bei der heiligen Messe betreten sie den Himmelsaal, nicht bloß die Großen, Starken unter ihnen, die wie der Patriarch Jakob mit einem Gottesengel ringen könnten. Nein, auch die Schwachen und Gebrechlichen, welche geknickten Rohren gleichen. Und alle Engel weichen scheu und

ehrfurchtsvoll zurück und geben Raum, trotzdem sie wissen: die holen jetzt aus unserem Himmelstabernakel das Allerheiligste, den Gottessohn, und bringen ihn zur Erde nieder, auf den Altar.

Mit welcher Macht umkleidet so das goldene Zepter jeden Menschen, der Priester heißt! Drum klingt auch wie Triumph und Sieg das Wort des hl. Laurentius Justiniani: *Maxima illis collata est potestas. Sua namque prolatione eloquiorum coelestium et ad eorum paene libitum . . . descendit de coelo Verbum et altaris verissime reperitur in mensa*¹.

Vielleicht daß diese Schilderung des ersten Machtbereiches jemand als pia fraus erscheint, weil ja in Wirklichkeit der Heiland ständig im Himmel bleibt, auch während er auf dem Altare liegt. Doch findet man den Grund hierfür in der unendlichen Vollkommenheit, die er als Gott besitzt; die übergroße Macht des Zepters wird davon nicht berührt und währt unangetastet, ungeschmälert fort. Wenn deshalb irgendwie ein Freibleiben des Siges zur Rechten Gottes möglich wäre, und wir Priester holten in Kraft des Zepters den Heiland wirklich aus dem Himmel, kein Engel würde Mut und Macht aufbringen, es zu hindern, nicht Michael, der den Höllendrachen mit seinem Anhang in die Tiefe stürzte, auch nicht der Engel, der die gesamte Erstgeburt Ägyptens würgte, und jener nicht, der in einer einzigen grauen-

¹ Sermo de Eucharistia p. 393, ed. Venet. 1731.

vollen Nacht die feindlichen Assyrer vor den Toren Jerusalems zu Tausenden erschlug. So bleibt es also wahr: *Maxima collata est potestas.*

* * *

Außer dem Himmel gehört zum Machtbereich des Zepters auch die Erde, worüber die zweite Goldschicht uns belehrt. Das Wort des Priesters gibt bei der heiligen Messe dem Gottessohne eine eigene Weise zu existieren und zu sein, den *modus existendi sacramentaliter*¹. Die hat er nicht gehabt, als er die dreiunddreißig Jahre auf Erden wandelte, und hat er auch nicht, seitdem er verklärt im Himmel weilt. Es ist ein Sein, ein Leben ganz wunderbarer, eigener Art: nicht so, daß Glied zu Glied sich fügte, Teil neben Teil bestünde und vollentfaltete Ausdehnung ihm zu eigen wäre. Und dennoch ist der wahre Leib des Herrn auf dem Altar zugegen, wirklich und wesentlich.

Wie schwach und flüchtig dünkt uns oft der Hauch aus unserem Munde, der die Verwandlungsworte formt. Doch zahlreich, wie im hellen Strahl die Sonnenstäubchen, wogen in ihm die Wunder auf und ab. Zerteile die heilige Hostie in tausend Stücke, und jedes birgt den ganzen Christus, und doch ist er nur einer. Lege jedes dieser tausend Stücke in einen eigenen Tabernakel der vielen, vielen Kirchen und

¹ Konzil von Trient (sess. 13).

Kapellen auf dem ganzen Erdenrund: so betet man in jedem einzelnen den ganzen Christus an, und doch ist es nur einer.

Ahnst du hier wohl wiederum, Priester, deine ganze, ungemessene Größe? Man dürfte mit einer kleinen Änderung auch von dir das Loblied singen, das man zum Preis der hehren Gottesmutter mit dem Kind auf ihren Armen gedichtet hat:

„Mit dem Zepter in der Hand
Wirfst du Wunder ohne Zahl!“

Zwar nicht, als ob nur du und du vornehmlich die Wirkursache wärest. Doch bist du auch nicht bloßes, totes Werkzeug, wie die Feder in der Hand des Schreibers. Vielmehr so wie die starke Hand des Lehrers die schwache Hand des kleinen Schülers hält, und beide dann auf einer Tafel schreiben, so ähnlich legt sich Gottes Allmacht in Huld und Güte über deine Ohnmacht, und beide wirken dann in liebendem Verein die Wunder.

Ist aber nicht jedwedes dieser Wunder ein glänzender Triumph über die unheimlichsten Gewalten, die man auf Erden kennt, über Gewalten, denen sich sonst alles in willigem Gehorsam fügt? Da sind im Innern unserer Erde die Vulkane in fürchterlichem Aufruhr und speien himmelhohe Feuersgluten aus und schaufeln ganzen Städten ein frühes Grab. Doch dürfen sie dabei nur handeln nach den ewigen Gesetzen der Natur, und diese halten sie auch ängst-

lich ein. . . . Wie riesengroß dehnt sich der Ozean, und was für ungeheure Kräfte in seinen Wassern schlummern, zeigt jeder Taifun und Orkan. Doch muß er täglich ebbcn, fluten zur gegebenen Stunde, wie die Natur es ihm gebeut; und ihrem Machtgebot setzt er nie Störrigkeit und Eigensinn entgegen. . . . Und selbst die Sonne oben bringt nicht die Kühnheit auf, auch nur um einen einzigen Strich aus der ihr angewiesenen Bahn zu treten. Du aber, Priester, nimmst das Zepter in die Hand, trittst bei der heiligen Wandlung hin vor diese Allgebieterin Natur, herrschest sie an: „H hinweg mit den und den und den Gesetzen“, und ohne den geringsten Widerspruch leistet sie getreulich Folge! Wie bist du übermenschlich groß, o Priester, und gleichst dem Heiland, der den Winden und dem Meere gebot und über schwanke Wasserfluten wandelte. In Wahrheit: *Maxima collata est potestas!*



Mit seinem Zepter dringt der Priester in den Himmel ein und holt den Gottessohn aus dem geschlossenen Kreise der Engelchöre; und diese allesamt sind machtlos, können es nicht hindern. Auch wird an ihm das Traumbild Josephs erneute Wirklichkeit: nicht bloß daß Sonne, Mond und Sterne sich vor ihm neigen, sondern sogar die Allgebieterin Natur. Er darf mit ihren sonst so starren, unnachgiebigen Gesetzen schalten, wie es ihm gefällt. Der

legte, höchste Machtbereich indessen steht noch aus: der Gottessohn selbst wird ihm untertan, gehorcht ihm „bis zum Tode, und zwar dem Kreuzestode“. Das lehrt der allgemeine Glaube unserer Kirche, wie er sich äußert in der Sekret am 9. Pfingstsonntag: *Quoties huius hostiae commemoratio celebratur, toties opus nostrae redemptionis exercetur.* Ja, die heilige Messe, betrachtet als unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers, ist der Gipfel aller Priestermacht, gleichsam der Knauf am goldenen Zepter. Darüber schreibt der Catech. Rom. (P. 2, c. 7, qu. 2): *Potestas corpus et sanguinem Domini nostri conficiendi et offerendi, quae illis (sacerdotibus Novi Testamenti) collata est, humanam quoque rationem et intelligentiam superat, nedum ei aliquid par et simile in terris inveniri queat.*

Die rohen Henkersknechte wollten im Gethsemanigarten den Herrn gefangen nehmen und zum Richter schleppen. Da sagte er zu ihnen in majestätischer Ruhe: „Wen suchet ihr? Ich bin's.“ Und wie vom Schlag getroffen sanken alle auf den Boden, gleich Halmen eines Feldes, in die die Sichel fällt. Ein solches Schicksal braucht der Priester nicht zu fürchten. Er nimmt das goldene Zepter in die Hand und spricht zum ewigen Gottessohn in Worten, die einst Abraham wie scharfe Schwerter in die Seele schnitten: „Zieh fort aus deinem Lande, verlaß die Anverwandten und dein Vaterhaus und komm mit in das Land, das ich dir zeigen werde“ (1 Mos. 12, 1).

Wie aber nennt sich dieses Land? Kalvaria mit dem Kreuzesbalken. Und Jesus leistet unverzüglich Folge und öffnet seinen Mund zu keiner Widerrede. D könnten doch die Priester auch nur ein einziges Mal mit Augen sehen, wie willig Gottes Sohn sich ihren Worten fügt! Wie wüchse dann vor ihnen die eigene Größe zu einem himmelhohen Berge! Mit Recht sagt drum der heilige Pfarrer von Ars: „Wieviel Erhabenheit birgt jeder Priester doch in sich! Begriffe er sich selbst, er stürbe wohl davon. Gott selbst ist ihm gehorsam.“¹ Und welche Ehrfurcht hegte ein hl. Franz von Assisi vor dem Priester! Wenn der zugleich mit einem Engel ihm entgegenträte, so wollte er zuerst den Priester grüßen wegen der Konsekrationsgewalt.

* * *

Dem König David war weit weniger zuteil geworden als uns Priestern. Und gleichwohl jubelt er voll Dankbarkeit im Psalm 115: „Was soll ich dem Herrn vergelten für alles, das er mir erwiesen hat? Den Kelch des Heiles will ich nehmen und den Herrn und seinen Namen preisen. Meine Gelübde will ich ihm bezahlen im Angesicht des ganzen Volkes. . . . O Herr! Lobopfer will ich dir darbringen und deinen Namen rühmend nennen.“ Wie könnte es da einen wundernehmen, daß die Kirche

¹ Monin-Rieforth, Leben des heiligen Pfarrers von Ars I 249.

nach überreichtem Zepter alle Neugeweihten dasselbe Danklied singen heißt. O möchte diese Dankgesinnung doch in ihren Herzen tiefe Wurzeln schlagen und ewig grünen bleiben und immer neue Blüten treiben! Der übergroße Huldereis des Allerhöchsten verdiente es vollauf.

III.

Das drückende Gewicht des goldenen Zepters.

In der Christophoruslegende wetteifern miteinander Tiefe des Gedankens und Lieblichkeit der Form. Der muskelstarke Riese soll ein kleines Kind, das hilflos vor dem Flusse steht, zum andern Ufer bringen. Die Last kommt ihm nicht schwerer vor, als wäre von den Uferweiden ein Blatt auf seine mächtige Schulter hingeweht. Doch sieh! Mit jedem Schritt muß er sich tiefer beugen und die Sehnen straffer spannen, und keuchend, mühsam geht der Atem. Es deucht ihm schließlich, als trüge er das ganze Weltall. So drückend ist das unscheinbare, kleine Kind, und immer mehr erkannte er in ihm den Herrn des Himmels und der Erde.

Bei manchen priesterlichen Zepterträgern ward die Legende zur Wirklichkeit, wenn auch in anderer Gestalt. Was ihre Hände halten sollten, war für das blöde Auge ja auch unscheinbar, und nach seiner Schwere mit wenigen Pfunden abzuwägen. Doch wo der Glaube ihnen den ganzen weiten Machtbereich des Zepters erschlossen hatte, befiel sie Furcht und Zittern, und sie trauten nicht länger ihrer Hände

Kraft. So sehen wir denn mehr als einen die Flucht ergreifen, da Gottes Abgesandte nahen und das Zepter überreichen wollen. Ein hl. Ambrosius z. B. suchte Rettung in einem abgelegenen Verstecke, und erst nach langem Drängen gab er nach und wurde Priester. Der hl. Augustin vermied mit Fleiß die Städte, wo ein Bischof residierte, damit doch keiner ihm die heilige Weihe gäbe. Und welchen Widerstand fand nicht Paulin beim hl. Hieronymus, als er ihm die Hände salben wollte! Die beiden Ordenspatriarchen endlich, Benedikt und Franz von Assisi, erfüllte eine solche heilige Scheu vor dem Gewicht des goldenen Zepters, daß sie sich nur zur Würde eines Diakons verstehen konnten. Das waren aber alles Männer, an deren Händen keine Makel klebte, auf deren Stirn der Glorienschein erhabener Tugend lag.

Jedoch wer tiefer denkt, wird dieses scheue, ängstliche Gebahren gut verstehen. Denn auch den stärksten Menschen schlagen Stunden, wo sie vor lauter Schwäche zittern. Wie mutig und begeisternd klang es kurz nach der Priesterweihe aus dem Munde eines hl. Petrus: „Herr, ich bin bereit, Kerker und Tod mit dir zu teilen“ (Luk. 22, 33). Wir meinen wohl, die Sonne würde eher den Gesetzen untreu als Petrus diesen Worten. Doch hatte man in früher Morgenstunde noch nicht den ersten Hahnenschrei vernommen, und Petrus hielt das kaum empfangene goldene Zepter bereits in schmutzbesleckten Händen: es war bei ihm zur Macht der Finsternis geworden. Und wenn wir

die Geschichte unserer Kirche durchstudieren, bei wie vielen Priestern fand diese ernste Tragik in gewitterschwüler Stunde eine Wiederholung! Aufrecht, gleich einer Kerze standen sie im Anfang am Altare Gottes und sandten lichten Schein ins Heiligtum. Dann kam ein jäher, starker Windstoß, und die Kerze war erloschen; der Docht begann zu schwelen und üble Dünste auszubreiten. Aus tiefster Seele seufzt drum ein hl. Ephrem: O quam magnam in se continet profunditatem formidabile sacerdotium! Felicem illum, qui in hac ipsa dignitate administrat pure et irreprehensibiliter!



Mit was für einer zitternden Besorgnis geht deshalb auch die Kirche bei der Wahl der priesterlichen Zepterträger vor und sucht nach starken Händen! Um dabei ja nicht fehlzugreifen, legt sie nicht weniger als viermal im Jahre an den Quatembertagen allen ihren Kindern heilige Fasten auf, damit der Himmel sie erleuchte. Auch scheut sie keine Mühe, in langen Studien und frommen Geistesübungen den rechten Sinn in den Erkörenen zu fördern. Neigt endlich sich die Probezeit dem Ende zu, und hat ihr scharfes Mutterauge, ängstlich forschend, alle für wert befunden, so trägt sie immer noch Bedenken und vertraut nicht ohne weiteres ihren Händen das ganze Zepter an. In den vier niedern Weihen gestattet sie zunächst, das lehre

Kleinod gleichsam nur mit einem Finger zu berühren. Dann folgen neue Studien und vermehrte Prüfungen, und findet sie die Hände noch immer stark, so gibt sie, zu gleichen Teilen zitternd und sich freuend, den Subdiakonen und Diakonen erhöhten Machtanteil am goldenen Zepter. Doch gänzlich es in ihre Hände zu drücken, das scheint ihr immer noch zu früh und folgenreich; sie scheut vor der Verantwortung, die sie damit wie eine schwere Kreuzeslast auf ihre Schultern nimmt. Mit Recht! Denn in demselben Augenblick, wo dies geschieht, prägt sich der Seele der Zepterträger ein untilgbares Merkmal auf, das sie für ewig allen Blicken als Priester offenbart. Dies Mal ist freilich höchste Auszeichnung und wird dereinst im Himmel leuchten wie die verklärten Wundmale des Herrn, wenn ... ja wenn die Macht des Zepters eine Macht des Lichtes war. Doch wehe, falls sie sich in „eine Macht der Finsternis“ verkehrte! Dann brennt und lodert es im Höllenschlund wie ein Fanal, das Satan angezündet hat.

Um diese übergroße Bürde der Verantwortung in etwa wenigstens mit andern zu teilen, wendet sich die Kirche drum kurz vor der Weihe an die versammelte Gemeinde. Ernst und feierlich erklingt durch die geschmückten Hallen des Heiligtums das Wort des Bischofs, das gleichsam noch in letzter Stunde Schutzgeister herbeschwören möchte, um Unheil fernzuhalten: *Si quis igitur habet aliquid contra illos, pro Deo et propter Deum cum fiducia exeat et*

dicat! So ernst und feierlich erklang wohl auch die Prophetie beim letzten Abendmahl: „einer aus euch wird mich verraten.“ Dann wartet er für eine Weile, und es folgt lautlose Stille und ein banges Warten, und inzwischen geht dieses Wort des Bischofs suchend durch die Menge, ob irgend jemand zur Anklage die Lippen öffne.

O daß doch diese Aufforderung nicht bloß infolge einer altehrwürdigen Überlieferung geschähe, und jeder mannhaft vor den Bischof träte, der von einer Makel bei den zukünftigen Zepterträgern Kenntnis hätte! Die Kirche würde es ihm ewig lohnen mit dem Dank der Braut, deren Geliebten man vor schwerem Unheil schützte.

Priester! Als die Kirche dir im hohen Dom vor soundsoviel Jahren das goldene Zepter anvertraute, verlor ihr Blick sich voller Sorge auch in deine Zukunft: Ob deine Hände Kraft genug besitzen? Ob das Zepter trotz der Schwere ihnen nie entgleitet? ... Versetze dich für eine kurze Weile in die Kirche, wo du als Zepterträger wirkst, und versammle dort die deiner Obhut anvertrauten Seelen! Dann laß im Geiste nach so vielen Jahren priesterlicher Tätigkeit den Bischof ein zweites Mal zu den Versammelten die Worte sprechen: Si quis habet aliquid contra illum, pro Deo et propter Deum cum fiducia exeat et dicat! Ob dann auch niemand gegen dich aufstünde? ...

IV.

Der Glanz des goldenen Zepters.

Wie Fanfarentöne, welche von Triumphen künden und jubilierend durch die Lüfte tanzen, so klingen unserem Ohr die Worte bei Jesaias (60, 1—5): „Steh auf, Jerusalem, und werde Licht! Im Anzug ist dein Licht, erstrahlen will über dir die Herrlichkeit des Herrn! Schau! Finsternis bedeckt ringsum die Erde und Dunkel alle Völker. Über dir jedoch erhebt der Herr sich, und seine Herrlichkeit erscheint in dir. Und Völker wandeln in deinem Lichte und Könige im Glanze, der dir aufgegangen ist.“

Nun werden diese stolzen Worte jeden Morgen von neuem wahr, sooft ein Priester im Schein des Frühlichts, den Kelch in seinen Händen haltend, zum Opfer der heiligen Messe schreitet. Nehmen sich, gemessen an dieser himmelhohen Handlung, die Werke aller andern Menschen nicht wie nichtiges Spiel von kleinen Kindern aus, die, um den Haufen Sand gelagert, mit ihren Händen Gruben schürfen und Kanäle ziehen, um sie bald wieder zu verschütten? Zwar preisen wir gar manche dieser Werke als säkulare Taten: ein Gelehrter wies die Wissenschaft

in neue Bahnen, und ein Erfinder schloß verborgene Gebiete auf; hier wurde durch eine Riesenschlacht ein blutiger Krieg gewonnen, und dort nach jahrelangen Mühen ein stolzer Bau vollendet. Doch eine Zeit, die gar nicht allzu ferne ist, wird diese Grübchen und Kanäle in überlegenem Lächeln vernichten und dazu die alte Weise singen: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles Eitelkeit!“ Auf jeden Fall ist in Bezug auf sie der jüngste Tag ganz rücksichtslos, bar aller Pietät. Drum werden diese sog. säkularen Taten vom Himmel auch als Sand gewertet; er geht achtlos daran vorüber, sowie ein ernster und geschäftiger Mann der Kinder Spiel kaum achtet. Und weil der weitaus meisten Menschen Tun noch ganze Meilen hinter diesen Werken herkommt, und sie trotzdem gewichtig davon reden, so ist es wahr, was Jesaias spricht: „Die Erde bedeckt Finsternis ringsum und Dunkel ihre Völker.“



In Jerusalem dagegen geht jeden Morgen Licht vom Lichte auf, und es erfüllt die Herrlichkeit des Herrn das stille Heiligtum der Kirchen und Kapellen. Durch Priesterhand vollzieht sich dort die einzige Großtat auf der Erde, die diesen Namen voll und ganz verdient und einem Dome gleich hoch aus dem niedrigen Häusermeer der andern Menschenwerke aufragt. Drum müßten während ihrer Dauer nicht bloß die Räder insgesamt des ganzen Weltgetriebes

stillestehen; auch Sonne, Mond und Sterne und alle die Millionen andern Himmelskörper sollten in ihrem wilden, ungestümen Rennen innehalten und in müßiger Weile der heiligen Handlung folgen. Ja selbst die Engelchöre täten gut daran, die Sanctusrufe einzustellen, den Himmel zu verlassen und sich um den Altar zu scharen. O daß sich alles dieses in jedem Priesterleben doch einmal wenigstens in Wirklichkeit vollzöge, und jeder Zepterträger es mit eigenen Augen sähe! Wie käme ihm dann wohl die Großtat, die sich sonst so schlicht abspielt, in ihrem grenzenlosen Ausmaß zum Bewußtsein, und würde er geblendet stehen vom Glanz des goldenen Zepters, das er beim heiligen Opfer in seinen Händen hält! So ärmlich und gering er sonst als Mensch auch ist, er sähe sich wie Jesus in Taborlicht getaucht, und wäre die hehre Handlung dann zu Ende, und er verlasse den kleinen Hügel des Altars, um sich nun andern Verrichtungen zu widmen, sein Anflitz würde sicher weiterleuchten den ganzen Tag hindurch und Strahlen auf seiner Stirne lagern wie bei Moses, da er nach stattgehabter Unterredung mit dem Herrn vom Berge Sinai herniederstieg.

Weil aber diesen frommen Wünschen nicht die Verwirklichung erblüht, so bleibt nur übrig, im Schein des Glaubenslichtes immer tiefer in die geheimnisvollen Schächte dieser Großtat vorzudringen, und was sich göttlich Großes und Erhabenes findet, durch sinniges Überdenken und häufiges Erwägen dem Geiste

unverlierbar einzuprägen. Auch dieses wird uns schon genügsam zeigen, daß beide, der Himmel nicht minder als die Erde, uns jedesmal, wenn wir zum heiligen Opfer schreiten, in tiefgefühlter Dankbarkeit Palmzweige oder Rosen auf den Weg hinstreuen müßten. Denn Glaubenslicht ist nimmer armes Grubenlicht, das nur auf ein paar Schritte das Dunkel scheucht, so daß man wie ein Bergmann vorsichtig tappend schreiten muß. Ward es doch angezündet an jener wunderbaren Leuchte, welche die ganze Sionsstadt des Himmels aufhellt. Und was gewahren wir in seinem Schein?



Dem Nachtgebot des goldenen Zepters gehorsam Folge leistend, läßt sich der eingeborene Gottessohn von neuem bei der heiligen Messe an den Kreuzesbalken schlagen. Wie muß nun aber eine solche Sühnetat besänftigend auf den gerechten Zorn des Allerhöchsten von wegen unserer Frevel wirken! Spiegelt unsere Erde doch jederzeit das düstere Nachtgemälde wider, das der Psalmist (13, 1—4) bereits von ihr entworfen, und welches später Paulus (Röm. 3, 10 bis 18) für seine Zeit von neuem nachgebildet hat: „Niemand ist mehr gerecht, auch nicht ein einziger. Niemand hat Einsicht, fragt nach Gott. Abgewichen sind alle, entartet allzumal. Nicht einer ist, der Gutes tut. Ein offenes Grab ist ihre Kehle. Mit der Zunge heucheln sie. Schlangengift verbirgt sich hinter ihren

Lippen. Es strotzt ihr Mund von Fluch und Bitterkeit. Schnell schreiten sie zum Blutvergießen. Auf ihren Wegen lauern Unheil und Zerstörung; dagegen ist der Pfad des Friedens ihnen unbekannt. Von Gottesfurcht gewahrt man keine Spur.“

So steigt aus Millionen Menschenherzen die Sünde aufwärts, dichter, schwärzer als der Qualm sich aus den Schloten der Fabriken ringt. Was Wunder, daß sich darob heiliger Zorn in Gott entfacht, und er wieder wie ehemals, zur Zeit der Sündflut, sich unserer Ausdrucksweise anbequemend spricht: „Es reut mich, daß ich Menschen schuf“, und dann nach Blic und Donnerkeil sich umschaut, daß er mit ihnen alle Frevler treffe. Doch wohin diese schleudern? Nach Norden oder Süden, nach Osten oder Westen? Denn überall, wohin er blickt, gewahrt er Priester bei dem heiligen Opfer des Altars, und allerorten hängt sein einziges Kind als Sühne für die Frevler am Kreuzesbalken und ruft in einemfort ihm zu: „Vater, verzeih! Sie wissen ja nicht, was sie tun.“ Entkräftet muß bei diesem rührenden Gebet der ewige Gott das Racheschwert beiseite legen und, statt eines Fluches, der seinem Munde mit Gewalt entströmen wollte, einen Segen sprechen, der von Vergeben und Vergessen kündet. Denn niemand dürfte wohl dem hl. Leonardo von Porto Maurizio unrecht geben, wenn er sagt: „Ich meinstetils habe den festen Glauben, daß ohne heilige Messe die Welt schon längst zu Grunde gegangen wäre, weil sie

das drückende Gewicht so vieler Sünden nicht tragen könnte!“

Hat drum die Erde mit den Menschen nicht allen Grund, dem Priester, wenn er zum Altare schreitet, Palmzweige auf den Weg zu streuen und zu singen: „Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn?“ Wie bist du aber wieder groß, o Priester, im Glanz des goldenen Zepters: der mächtige Fürsprecher für die in Sünden starrende Menschheit! Daß du doch dieses auch einmal mit deinen Augen sehen könntest, wie Gott infolge deiner Messe den Würgengeln zuruft: „Steckt die gezückten Schwerter in die Scheide!“ Wie würdest du dann groß von dir und deiner Handlung denken, und mit welcher Andacht das heilige Opfer feiern. Entfache drum das Glaubenslicht, damit der Glanz des goldenen Zepters sich nie verdunkle!



Neben mancher Bosheit steckt indessen in diesen Sündern noch mehr Schwäche. Weinranken aber, die weder Stab noch Mauer fanden, und drum im Schmutz der Erde kriechen, verdienen Mitleid, sind Samariterdienstes wert. Wird ihnen der zuteil, so lohnen sie mit goldenen Trauben. Und solchen Edelranken ohne Halt und Stütze gleichen viele Menschen. Wie gerne möchten sie das Sklavenjoch der Leidenschaft von ihrem Nacken werfen und achtmal jene Seligkeit heimholen und im Innern bergen, die

Christus bei der Predigt auf dem Berge in sichere Aussicht stellte. Ihr Herz steckt voller guter Samenkörner, die in heiligem Frühlingsahnen keimen, sprossen, sich entfalten möchten. Doch ach, es fehlt an Regen wie bei der großen Dürre zu Zeiten des Elias, und sandig, steinig ist der Boden. Und, Priester, wenn du am Altare stehst und dort in hellem Glaubenslichte um dich schauest, du sähest alle diese Hilfsbedürftigen den Altar umringen, und hörtest, wie sie, lauter als damals die Heiden zu ihrem Gotte Baal, riefen: „Herr, sende Gnadentau in unsere dürren Herzen, damit dort Jugendblumen wachsen! Erwecke einen großen Beter wie Elias, der auf den Karmel steigt, sich dort zur Erde wirft, das Antlitz zwischen seinen Knien bergend, damit der Himmel seine Schleusen öffne“ (3 Kön. 18)!

Und dieser heißersehnte, große Beter, wer wird es sein? Du bist es, Priester! Im goldenen Zepter nämlich besitzest du die Kraft, die Herzen dieser Armen aus dürren Wüsteneien in Edengärten zu verwandeln, wo Tugend neben Tugend blüht. Auf dein Geheiß besteigt ja in der heiligen Messe der Gottessohn das Kreuz und läßt sein Blut in diese Herzen strömen. Wie lautet aber jener Zauberspruch, den uns die Märtyrerkette aller Zeiten, aller Länder stets neu überliefert haben? Sanguis martyrum semen christianorum. Gott lohnte den Heldentod der Blutzeugen mit einer ganzen Flut von Gnaden für die andern. Doch wer erleidet in

der heiligen Messe den Märtyrertod zu Gottes Ehre und zum Heil der Menschen? Ist es nicht Jesus Christus, der Sohn des ewigen Vaters, der König aller Glorie? Und übersteigt infolgedessen ein einziger Tropfen seines Blutes an Wert nicht tausendmal das rote Blutmeer der andern Märtyrer insgesamt? Wie wird deshalb dem Himmel dieses Lebensopfer wohlgefallen, und welche Bittkraft muß ihm innewohnen! So wird denn der Altar zur wahren Paradiesesquelle, die überreich an Wassern sich in vier Ströme teilt. Und wer als fleißiger Gärtner in seinem Herzen Tugendblumen pflanzen möchte und sie mit diesen Wassern tränkt, der wird sich bald erfreuen dürfen an bunter Farbenpracht und süßem Wohlgeruch.

Hat drum die Erde nicht wieder Grund, dem Priester, wenn er zum Altare schreitet, Palmzweige auf den Weg zu streuen und zu singen: „Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn?“ Er klopft ja für sie wie Moses in der Wüste mit seinem goldenen Zepter an den Felsen des Altares, und alsogleich entströmt ihm in Fülle heiliges Wasser, und alle Guten schöpfen nun mit Freuden aus den fünf Quellen des Erlösers. Wie groß aber stehst du, o Priester, wieder da im Glanz des goldenen Zepters: Der große Segensspender dieser Erde!

*

*

*

Die Menschen jubeln aber nicht allein, wenn Priester zum Altare schreiten, sondern auch die Engel. Zwar möchte man zunächst das gerade Gegenteil erwarten; denn, seit es Priester gibt, regt sich in ihnen fast etwas wie Neid. Anfänglich fand sich der nur in der Hölle bei den Teufeln. Doch nach der ersten Priesterweihe trugen Winde seine Samen-sporen auch in die seligen Gefilde droben.

Sobald die Engel nämlich nach bestandener Probe in den Himmel zogen, und Gott sich ihnen zum ersten Mal in unverhüllter Schönheit zeigte, erkannten sie, wie überwältigend, unbegreiflich groß und gut er sei, und unverzüglich warfen sie sich auf den Boden und sangen Sanctus, Sanctus, Sanctus, mit solcher Überzeugung und so tief ergriffen, daß in jedem Tone eine ganze Welt der Huldigung und Liebe lag. Das Vaterauge Gottes aber ruhte in unverwandtem Schauen auf ihrer Schar, und Freudenfeuer leuchteten, mit jedem Sanctus neu entfacht, hochlodernd in ihm auf, und ständiger Segen träufelte auf sie herab. Wie glücklich sie darob doch sind! Kein einziger weit und breit, der ihnen Gottes Güte streitig machte!

Zwar huldigte ihm auch im Alten Bunde das auserwählte Volk und überschritt dabei bisweilen fast die Grenzen seines Könnens, zumal wenn eine neue Großtat göttlichen Erbarmens dazu trieb. So war es, als nach vielem Schweiß und harten Mühen der neue Tempel Salomos in Gold und Marmor fertig stand. Geopfert wurden da zum Dank an

22000 Kinder und 120000 Schafe, so daß der Himmel vom Rauch der Gaben in dichten Wolken hing (3 Kön. 8, 63). Da ist es zu verständlich, wenn Gott bei dieser großen Huldigung dem Sanctus nur noch geteilte Aufmerksamkeit zuwandte. Doch war sie bald vorüber, und Gott kehrte sich wieder ganz dem Lobgesang der Engel zu.

Dem wurde aber anders, sobald es Priester gab. Denn diese verhelfen nun den Menschen zu Huldigungen, die man bis dahin nirgends kannte, weder auf Erden noch im Himmel. Es wächst ja jede Ehrung und Huldigung mit dem Stande dessen, der sie darbringt. Als Hirten zu der Krippe kamen und, das Kindlein zu ergötzen, auf Schalmeien bliesen, war das gewiß ein Hochfest für dasselbe. Doch als gar angesehene Weise aus dem Morgenlande nahen und Gold, Weihrauch und Myrrhe ihm zu Füßen legten, war dieses Hochfest noch um vieles größer. Und in der heiligen Messe nun, wer naht sich da dem Throne Gottes mit Huldigung und Lobpreis? Ein geschaffener Seraph etwa oder Cherub, nur groß und reich, weil Gott ihn so gestaltet hatte? Es naht sich der eingeborene Gottessohn, an Wesen und an Majestät dem ewigen Vater gleich. Und opfert der zum Lobpreis Gottes wie jene nur einen flüchtigen Hauch von seinem Atem, der sich zum Sanctus formt? Er läßt sich kreuzigen. Wenn da die Engel schweigen und fast in Neid auf

unsere Altäre blicken, wer findet das nicht selbstverständlich?

Jedoch ist dieser Neid nicht Giftpflanz, wie es wächst am düstern Hang der Hölle; es ist nicht Mißgunst, wie sie der Teufel hegt und Menschen, die ihn zum Vater haben, sondern eher heiliges Verlangen. Sie lieben nämlich Gott mit einer Inbrunst, die sie ganz verzehrt. Drum möchten sie ihm auch so huldigen, wie wir Menschen durch die Priester. Doch wissen sie, daß das nicht angeht. Und so gesellt sich zu dem Neide helle Freude, daß wenigstens wir Menschen dem Geliebten ihres Herzens solche Huldigung bereiten, und streuen sie mit vollen Händen jedem Priester Blumen und Palmen auf den Weg, wenn er zum heiligen Opfer schreitet.

O Priester! Sähest du doch diese Blumen, diese Palmen, und die Engel, die sie streuen, wie kämest du dir himmelhoch erhaben vor im Glanze deines goldenen Zepters: der Meistersänger zu Gottes Lob und Preis....

So rausche, tanze weiter jubilierend durch die Lüfte, du stolzes, heiliges Lied voll Sieg und Herrlichkeit, und wecke in den Herzen aller Priester große Ehrfurcht vor dem goldenen Zepter! Besonders schwellen an und werde laut, wenn sie am Morgen zum Altare schreiten und das heilige Opfer feiern wollen:

„Steh auf, Jerusalem, und werde Licht! Im Anzug ist dein Licht, erstrahlen will über dir die

Herrlichkeit des Herrn. Schau! Finsternis bedeckt ringsum die Erde und Dunkel alle Völker. Über dir jedoch erhebt der Herr sich, und seine Herrlichkeit erscheint in dir. Und Völker wandeln in deinem Lichte und Könige im Glanze, der dir aufgegangen ist.“

V.

Die Heilkraft des goldenen Zepters.

Das blutflüssige Weib berührte einst nur flüchtig und verstohlen bloß den Saum am Kleide unseres Herrn. Und was für wunderbare Kraft entströmte diesem! Sofort entschwand das jahrelange Siechtum, und an seine Stelle traten Kraft und Leben. Sollte wohl dem goldenen Zepter, das wir Priester jeden Tag in Händen halten, geringere Wunderkraft verliehen sein, so daß es nicht auch uns von unsern Schwächen heilen könnte? Zudem ist die Berührung auch nicht flüchtig, sondern dauert die ganze heilige Messe über.

Doch wie? Wir Priester wären krank und hätten eine solche Heilkraft nötig, die wir so hoch erhoben sind, fast bis zur Allmacht? Gewiß! Von manchen Königen wissen wir, daß sie trotz Prunk und Krone oft unter großem Leid zu seufzen hatten. Und wenn das goldene Zepter die Priester auch zu Königen macht, so bleiben sie doch Menschen mit allerlei Gebrechen. Ändert ja auch der Schein der Sonne, der in den Splitter fällt, nicht dessen

Wesen und macht nicht Glas zu Diamant. Die Priesterleiden aber treten klar zu Tage, sooft die Uhr des Lebens zu drei verschiedenen Stunden schlägt: den schwachen, den verzagten und den ehrsüchtigen Stunden.

a) Heilskraft vom Zeppter in den schwachen Stunden.

Das Weizenkorn muß sterben, soll es zur Körnerreichen Ähre werden. In gleicher Weise gründet sich alles echte Priesterwirken auf Abtötung und Selbstverleugnung. „Stirb und werde!“ Lehrt das nicht auch der Heiland die 30 Jahre vor seiner öffentlichen Tätigkeit? Doch die Natur des Menschen ist weich und schwach und scheut infolgedessen leicht davor zurück und fängt zu stammeln an, wo sie laut und vernehmlich sprechen sollte. Zwar müßte diese bange, feige Scheu schon längst behoben sein, bevor die Priesterhand das goldene Zeppter führt. Drum wäre es wie Sonnenaufgang zu begrüßen, wenn man in diesem Punkte die Priesterkandidaten ähnlich ernst und strenge prüfte wie in Moral und in Dogmatik. Denn was in diesen Fächern durch Mangel an Talent dem einen oder andern abging, hat Himmelsgunst und Gottesgnade schon mehr als einmal wunderbar ersetzt. Der hl. Bianney, Pfarrer von Urs, ist dafür Bürge. Doch wer die Abtötung und Selbstverleugnung scheut, darf solches nicht erhoffen. Ihm fehlt nicht das Talent, ihm

geht der gute Wille ab, und dieser, wie die Engel bei der Krippe sangen, ist Vorbedingung für des Himmels Wirken.



Weshalb bedarf es aber im priesterlichen Amte so sehr der Abtötung und Selbstverleugnung? Nun, nehmen wir die Saite einer Geige und spannen sie auf ein Stück Holz und streichen in noch so kunstgerechter Weise mit dem Bogen über sie dahin: gewiß, sie brummt und schnurrt und tönt ein wenig; der nächste Windhauch aber hat die schwachen Laute schon davongetragen und begraben; es fehlt die Resonanz. Doch spannen wir dieselbe Saite über das Hohlgefüge eines Kastens und zupfen bloß an ihr, so ist es fast, als ob auf einmal Lerchen- und Nachtigallenkehlen in ihr wach geworden wären. Das Klingen schwillt und will nicht enden. So ist es auch im priesterlichen Wirken. Wir teilen bei der Predigt, Katechese, Beichtermahnung heilsame Lehren aus, die, wenn auch auf verschiedenen Wegen, nach Christi Weisung das eine Ziel erstreben müssen: abnega temet ipsum, tolle crucem tuam! Doch angenommen, wir liebten selber Bequemlichkeit und Nichtstun, wären launisch, leidenschaftlich, eingebildet, ungeduldig, stolz! Es fehlte dann auch hier die Resonanz für jene Lehren. Statt aus verborgenen Tiefen unseres Herzens aufzusteigen und sich wie eine reiche Quelle mit Wucht den Weg zum Licht zu

bahnen, ergingen sie leichtthin bloß aus dem Munde, von den Lippen und hallten so nur dünn und schwach am Ohr der Gläubigen wider und weckten keinen Widerhall. Mit Recht schreibt Pius X. in seiner „Ermahnung an den Klerus“ (Sept. 1908): „Wird diese (die Selbstverleugnung und Abtötung) vernachlässigt, so kommt alles zum Vorschein, was in den Sitten des Priesters Auge und das Herz der Gläubigen beleidigen kann.“

Wie anders klingen aber dieselben Lehren bei einem Priester, der durch Abtötung und Selbstverleugnung die nötige Resonanz in seinem Herzen schuf? Da gleichen sie nicht schwachem Kinderlallen, sondern rollen wie die Donner laut dröhnend, grollend. So war es bei Johannes in der Wüste, als er die ehernen Worte rief: „Tut Buße!“ In hellen Scharen zog man von Jerusalem zu ihm hinaus. Der abgehärmte Mann im Bußgewande tat es den Leuten an. Und aus demselben Grunde haben später ein Benedikt, Franz von Assisi, Vinzenz von Paul und alle wahren Welterneuerer so wunderbar gewirkt. Das Wort der Märtyrerkraft lautet in anderer, nicht minder echten Prägung: *abnegatio sacerdotum semen christianorum*.



Wie ewig schade drum, wenn Priester aus feiger, banger Scheu es daran fehlen ließen und so zum bloßen *aes sonans* oder *cymbalum tinniens* würden! Gottlob strömt ihnen, solches zu verhüten, jeden

Morgen in der heiligen Messe vom goldenen Zepter wirksame Heilskraft zu. Denn bei der heiligen Opferung pochen sie mit diesem gewissermaßen an der Himmelstür, und, wo man öffnet, gewahren sie auf hehrem Throne sitzend ihn, von dem sie kurz vorher im Kredo sangen: Deum de Deo, lumen de lumine, Deum verum de Deo vero, und rings um ihn im Kreise liegen die Cherubim und Seraphim. Dann treten sie, das goldene Zepter in der Hand, zum Throne dieses königlichen Gottes und weisen hin auf die Patene mit dem weißen Scheibchen Weizenbrot, das sich noch ärmer ausnimmt als das Lendentuch am Kreuze, und sprechen: „Vertausche alle Majestät und allen Glanz mit dieser dürftigen Hülle und steig in ihr hernieder zu uns auf den Altar, wo statt der Liebesglut der Engel der Menschen Kälte dich umgibt, die mit zerfahrenen und zerstreuten Sinnen zu dir beten. Ja, es kann sein, daß einige unter ihnen dich sogar mit Hohn und Spott bedenken.“ Wir begriffen nur zu gut, wenn da der Glorienkönig von neuem seinen Vater anflehen würde, er möge diesen Kelch vorübergehen lassen. Statt dessen aber spricht er hochgesinnten Herzens: „Auf, laßt uns gehen!“ und wirft die Zeichen seiner Herrschaft weit von sich und führt im Tabernakel ein verborgenes, stilles Dasein: opprobriis saturatus.

Ist nun kein Talgrund, und wäre er auch noch so tief und abgelegen, der nichts verspürte vom hellen Mittagschein, wie sollte dieses Beispiel höchster

Selbstentäußerung und Verleugnung nicht auf die Opferscheu und Schwäche im Priesterherzen heilsame Wirkung üben und Kraft zur Selbstbezwungung leihen? Da sitzt ein Seelenhirt in seiner warmen Stube, wo das Herdfeuer lustig flackert, und nun ruft rauhe Pflicht zum Beichtstuhl in der kalten Kirche. Vertauschte indessen ihm zum Vorbild nicht der Heiland heute morgen den reichen Himmel mit dem armen Tabernakel? — Er müht sich an der Predigt ab, und spärlich fließen die Gedanken. Da bringt man ihm die Zeitung; es locken interessante Bücher oder angenehme Unterhaltung bei Besuchen. Am Morgen verzichtete jedoch der Heiland ihm zum Vorbild auf den Lobgesang der Engel und harrte aus bei lauen und zerstreuten Betern. — Kurz alles, was an Hartem, Schwerem und Mühseligem den ganzen Tag das Priesteramt ihm bringt: der Heiland zeigte ihm am Morgen bei der heiligen Messe, wie man da opfern und sich selbst verleugnen muß: „der Jünger ist aber nicht über dem Meister, der Knecht nicht über seinem Herrn.“ Gar angebracht war deshalb auch die Mahnung, die vor der Weihe der Bischof an alle Weihesakandidaten richtete: *Imitami, quod tractatis!*

O Priester, lege bei der Opferung nicht gedankenlos die unscheinbare Hostie auf die Patene! Nein, denke an die riesengroßen Opfer, die nun dein Herr und Meister bringt! Und lege drum das eigene Ich mit seinem feigen, opferscheuen Wünschen gleichzeitig mit auf die Patene! Und dann erst sprich von Herzens-

grund das suscipe, „nimm hin, o heiliger Vater!“ So strömt den ganzen Tag dir wunderbare Heilkraft zu vom goldenen Zepter, zumal wenn schwache Stunden nahen wollen.

b) Heilkraft vom Zepter in verzagten Stunden.

Wer konnte als Priester nicht den Ölberg mit seinen düstern Schatten! Dann steigt es wie giftiger Brodem aus dem Pfuhl der Hölle auf und lagert sich ihm auf die Stirn in trägen, regungslosen Wolkenschleiern, und das Herz, das sonst von heiligem Eifer glühte, gleicht einem ausgebrannten Krater. Die Lippen können nur noch murmeln: „Umsonst mein Mühen und vergebens meine Opfer!“ Coepit pavere, taedere, moestus esse. . . .

Zwar hatte hier in seiner übergroßen Güte der Heiland reichlich vorgesorgt. Wie eine helle Sonne leuchtet ja in diese düstern Stunden die herrliche Sämannsparabel. Bleibt nicht nach ihr der ausgestreute Samen des Gotteswortes zu drei Vierteln ohne Frucht? Und nur ein kleiner Rest geht auf. Doch daran denkt man nicht in jenen Stunden. Man sieht und sieht nur immer die leeren Stellen auf dem Acker, welchen man bebaut; und was zur Rechten und zur Linken grünt und blüht und sich in Ähren wiegt, gewahrt man nicht. Gar leicht bemächtigt sich dann die Verzagttheit unserer Seele. Auch ist uns in der Theorie vollauf bekannt, daß nur das Pflanzen

und Begießen uns obliegt, das incrementum dare aber Gottes ist. Drum wird auch dem Erfolg in der ganzen Heiligen Schrift an keiner Stelle ein Denar verheißen. Oft scheint sie gar zum Gegenteil zu neigen. So hatten die Jünger einmal beispiellos Erfolg, als sie zum ersten Mal predigten, und selbst die Teufel ihnen weichen mußten. Bei ihrer Rückkehr brachten sie vor Freude strahlend dem Meister davon Kunde. Da legte sich ein großer Ernst auf dessen Antlitz, und statt Glückwünsche hörten sie die Mahnung: „Freuet euch doch nicht darüber! Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Dagegen warfen sie bei einer andern Gelegenheit die ganze Nacht vergebens ihre Netze aus. War da ein großes Wunder nicht gleichsam der Lohn für ihre unverdrossene, wenn auch ergebnislose Mühe?

In jenen trüben Ölbergsstunden verschwinden indessen diese trostreichen und hellen Sterne wie hinter schwarzen Wolken. Doch da strömt wieder jeden Morgen von dem goldenen Zepher wunderbare Heilskraft den Priestern zu. Denn ihrem Machtgebote folgend läßt sich der Heiland bei der heiligen Messe von neuem kreuzigen. Ist ja die heilige Messe wahrhaftige Erneuerung und nicht bildhafte Szenerie. Nun schlage die Chronik deiner Pfarre auf, verzagter Priester! Wie lange wird in ihr das heilige Opfer schon gefeiert? Die Zahl der Jahre, die du findest, mußt du jedoch noch über viertelbhundertmal vergrößern. So weißt du ungefähr,

wie oft der Herr sich für sie kreuzigen ließ. Da müßte doch die Saat nicht hundert-, sondern tausendfältig sprossen. Ist dem auch wirklich so? Dann wärest du ja nicht verzagt und trügest keine Emmausjüngerstimmung mit dir herum. Statt dessen führest du mit lustigem Peitschenknall und unter frohem Lieder-singen die hochbeladenen Erntewagen in die Scheunen. Hat aber Christus an irgend einem dieser vielen Morgen je verzagt gesprochen: „Wozu mich weiter kreuzigen lassen? Ist ja doch alles nutzlos und umsonst!“

So ähnlich muß nach einer sinnigen Legende Petrus gesprochen haben, als das Heidenrom, „der große Berg voll Scherben“, auch keine Früchte zeigen wollte. Mißmutig schüttelte er drum eines Tages den Staub von seinen Füßen und wandte ihm den Rücken. Doch auf der Appischen Straße kam ihm der Herr entgegen, an einem schweren Kreuze schleppend. Erstaunt fragt Petrus: „Wohin des Weges, Herr?“ „Nach Rom, um mich zu seinem Heile von neuem kreuzigen zu lassen.“ Wie wurden durch dieses eine Wort die düstern Wolken der Verzagttheit in Petri Herz mit goldenem Glanz umrändert, ja ganz in helles Licht verklärt! Voll Mut und Eifer nahm er die alte Sämannsarbeit wieder auf.

Und jeden Morgen beim Sanctus in der heiligen Messe begegnet so auch uns der Herr, an einem schweren Kreuze schleppend. Und fragen wir: „Wohin des Weges, Herr?“ so lautet seine Antwort: „Zu deiner Pfarre! Dort lasse ich mich wieder

kreuzigen, daß ihr in meinem Blute neue Kraft zu-
ströme.“ Wird aber dieses Wort nicht jedem Priester
tiefe Scham auf seine Wangen legen, der verzagt
und mutlos das Eggen, Säen, Pflanzen einstellen
wollte? Und wird es nicht hellodernde Begeisterung
in seinem Herzen wecken, so daß es opfermutig und
entschieden ihm wie einst Thomas auf die Lippen
kommt: *Eamus et nos et moriamur cum illo?*

Ja, wunderbare Heilkraft strömt vom goldenen
Zepter auch für die Stunden der Verzagttheit aus.
Nur müssen wir die heilige Wandlung im
hellsten Mittagslicht des Glaubens feiern und dem
Mahnwort, das der Bischof vor der Priesterweihe
an uns richtete, getreulich Folge leisten: *Imitami-
ni, quod tractatis!*

c) Heilkraft vom goldenen Zepter in selbst- süchtigen Stunden.

Nicht alle Priester gleichen und nicht allezeit den
Kerzen, welche freudig ihr Wachs verrinnen lassen,
wenn nur der Altar in hellem Schein erstrahlt. Nicht
alle Priester gleichen und nicht allezeit dem ewigen
Licht, das bis zum letzten Tropfen selbstlos sein Öl
hingibt und dann lautlos verlöscht in dem beseligenden
Gefühl, daß es so vielen Menschen den Weg zum
Tabernakel zeigen durfte. Das tun nur die echten
unter ihnen, die geläuterten, die sich den Wahlspruch
eines hl. Paulus auserkoren: *Dummodo glorificetur
Christus.* Denn gleich wie Neubekehrten noch die

eine oder andere Schlacke vom alten Heidentum anhaften bleibt, so auch den Neugeweihten vom alten Menschentum, besonders Sucht des eigenen Ich und Drang nach Ruhm. Als kleiner Gott auf einem Throne sitzen und Weihrauchduft einatmen dünkt ihnen deshalb in gewissen Stunden höchste Seligkeit.

Die Folge wird dann sein, daß sie im priesterlichen Wirken nur das in Angriff nehmen, was Ruhm und Ehre bringt, und mit besonderem Eifer die betreuen, die aus dem niedrigen Gestrüpp der großen Masse als schlanke Tannen hoch zum Himmel ragen. Zwar wußte ihr Vorbild Jesus Christus nichts von solchen Unterschieden. Er ließ in gleicher Weise arme Hirten und hochgelehrte Magier zu seiner Krippe treten. In Galiläa nahm er sich mit großem Eifer mehrere Tage einer tausendköpfigen Menge an, doch widmete er auch mit demselben Eifer einen ganzen Nachmittag den zwei Johannesjüngern und dem Nikodemus eine stille Nacht. Er war zu Gast bei einem angesehenen Pharisäer, saß aber auch zu Tische mit den Zöllnern und den Sündern.

So müßten auch wir Priester, wenn unsere Absicht rein auf Gottes Ehre ginge, die Beichte eines kleinen Kindes mit gleicher Sorgfalt hören, wie wenn es in den Beichtstuhl rauscht mit Samt und Seide. Wir müßten für jede Katechese in der Schule nicht minder gewissenhaft studieren, als wenn wir vor geladenem Publikum im größten Saale einer Stadt wichtige Fragen zu erörtern hätten. Wir müßten bei unsern

Hausbesuchen nicht dort allein erscheinen, wo man uns im Salon empfängt, sondern auch wo eine unbequeme Stiege zu Mansardenstübchen führt. Dann lebte in uns echter Pauluseifer: omnibus omnia fieri. Wir ständen auf der reinen Sonnenhöhe unseres priesterlichen Wirkens. Doch ach, statt dessen schlägt so oft die Stunde, wo es gar stark und mächtig in uns ruft: ostende te mundo! Gottlob! auch dann strömt uns vom goldenen Zepter wieder Heilkraft zu.



Dort knien sie in langer Reihe an der Kommunionbank, die meisten voll Verlangen wie die Braut im Hohenliede, vielleicht auch einer, der an schwarzen Plänen schmiedet wie ein Judas. Jenen ist Jesus Bräutigam und wird in ihrem Herzen jubelnd Palmsonntag feiern; bei diesem aber wird er zum opprobrium hominum und zur abiectio plebis und erlebt aufs neue den Karfreitag. In Kraft des goldenen Zepters aber kehrt Jesus in der heiligen Kommunion gleichmäßig in die Herzen beider ein. . . . Und dort naht einer sich dem Tisch des Herrn, der eine große Rolle auf der Erdenbühne spielt, und neben ihm kniet, fromm die Hände faltend, ein schlichtes Schulkind von zehn Jahren. Macht Jesus Unterschiede? Er weilt und wirkt in beider Herzen die gleiche Viertelstunde, und widmet sich der Kinderseele mit derselben Sorgfalt wie dem Großen dieser Erde.

Nun sollte aber dieses Beispiel unseres Herrn und Meisters mit so starker Leuchtkraft ganz ohne jede Spur an uns vorüberziehen? Dann wären wir auch jenen beizuzählen, die „Augen haben und nicht sehen“. Exemplum dedi vobis, sprach der Heiland zu den Aposteln nach der Fußwaschung. Und durch den Mund des Bischofs sprach er bei der Weihe ähnlich auch zu uns: Imitamini, quod tractatis! Beleben wir deshalb doch jedesmal den Glauben bei der heiligen Messe, besonders wenn wir opfern, verwandeln und die Kommunion austeilen! Der starke Glaube war für das kranke Weib gewissermaßen der Kanal, durch welchen ihm vom Saum des Herrn Heilkraft zuströmte. Derselbe Glaube ist auch für uns Kanal, durch welchen uns in schwachen, verzagten und selbstsüchtigen Stunden Heilkraft vom goldenen Zepher zufließen wird.

Imitari non pigeat, quod celebrare delectat. (St. Aug.)

VI.

Die Inschrift am goldenen Zepter.

Wie ernst und feierlich benimmt sich jedesmal der junge Tag, wann er frühmorgens zum fernen Horizont aufbricht und aus dem bunten Juwelengkästchen der vielfarbenen Morgenröthe sein Eins und Alles, den goldenen Ball der Sonne, nimmt! Er ist ganz Schweigen und Gedanke. Auch abends, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk ihn wiederum an seinen Platz zurücklegt, oder besser, einer andern Erdenhälfte übergibt, waltet bei ihm dieselbe feierliche Stille, die gleiche tiefe Sammlung ob: kein Lüftchen regt sich; alles scheint zu beten und zu danken. Wie leitet er zudem die Blumen und die Blüten, die Gräser und die Ähren in Feld und Wald und Flur in heiligem Eifer an, die ganze Zeit, wo dieser Feuerball am Himmelsbogen steht, in ungeteilter Aufmerksamkeit beständig auf ihn hinzuschauen und sich in seiner Glut von Licht und Glanz zu baden!

Das goldene Zepter in der Hand der Priester bei der heiligen Messe ist unaussprechlich mehr als dieser Sonnenball mit seinem weißen Licht und seiner

roten Blut. Drum sollte der junge Tag den Priestern leuchtendes Vorbild sein, daß sie dieses Kleinod vor der Messe mit gleicher feierlicher Stille in die Hände nehmen, und es in ihnen halten, mit gleicher ungeteilter Andacht, solange das heilige Opfer währt, um es dann innig dankend und in Ehrfurcht bis zum andern Morgen zurückzulegen.

Die Inschrift, die in reich verzierter Schrift wie eine Efeuranke sich um den Schaft des goldenen Zepters schlingt, fordert in ernster Mahnung dazu auf. Die Väter der Tridentiner Kirchenversammlung haben sie nach ernstlichen Beratungen verfaßt und eigenhändig eingraviert. Sie lautet: Nullum aliud opus adeo sanctum a Christi fidelibus tractari potest quam hoc tremendum sacrificium.



Nun heißt es schon im Buche Ecclesiasticus (18, 23), „vor jeglichem Gebet sei Vorbereitung angebracht; sonst nahe man sich Gott wie ein Versucher“. Und anderswo: Maledictus homo, qui facit opus Dei fraudulentum. Bevor deshalb der hl. Bernhard die Kirchentür aufschloß, sprach er sich los von allen Erdensorgen und herrschte sie gebieterisch an: Curae, sollicitudines, servitutes, exspectate me hic, donec revertar ad vos! Mit welchem Nachdruck mag er sie da erst zurückgewiesen haben, wenn er das opus adeo sanctum, das sacrificium tremendum feierte! So sollte jeder Priester

zu Werke gehen und ernstlich Sorge tragen, ehe er das goldene Zepter aus seiner heiligen Lade in die Hände nimmt, daß in der Seele dieselbe „lautlose Stille, das gleiche tiefe Schweigen“ herrsche wie im Himmel droben, als das Lamm das siebte Siegel öffnete (Offb. 8, 1).

Leitet nicht auch die Kirche in mütterlicher Sorge dazu an und wünscht, er möge sich vorher in viertelstündigem Gebete sammeln? Wie reimt sich aber damit, wenn man fast unmittelbar vom Bette zum Altare tritt? Und wenn man vor Beginn der heiligen Messe in der Sakristei erst Unterhaltung mit dem Küster oder andern pflegt? Da wird das opus Dei, das opus adeo tremendum doch sicher fraudulenter angefangen. Drum läßt die maledictio auch gar nicht auf sich warten. Kardinal Bona fragt in seinem Buche *De sacrificio missae* (c. 6, § 7): „Woher die wenigen Fortschritte trotz des häufigen Belebrierens?“ Die Antwort lautet: „Weil so sehr viele zur heiligen Messe treten ohne nötige Vorbereitung, perfunctorie, ex consuetudine, ex motivo humano, *lucri potius quam devotionis causa*.“

Drum wäre es in Anbetracht der Härte und der Blindheit unseres Herzens wohl gut, Gott ließe es bei diesem Wunsche seiner Kirche nicht bewenden und schickte jeden Morgen an das Lager der Priester einen jener Engel, die zum Weltgerichte blasen, und rief sie ihnen mit Donnerschall den Weckruf zu, mit dem sich jener Reformator von seinem Diener wecken

ließ: „Es ist Zeit zum Aufstehen. Sie haben heute ein großes Werk zu tun.“ Wie würde man sich anders auf die heilige Messe vorbereiten!



Dem hl. Johannes von Avila meldete man einst den Tod eines neugeweihten Priesters. Er fragte: „Hat er auch schon das heilige Opfer dargebracht?“ Die Antwort lautete: „Ein einziges Mal.“ Da wurde der Heilige gar ernst und meinte: „Multum defert ad iudicem — er kommt mit einer schweren Bürde der Verantwortung zu seinem ewigen Richter.“ Ganz recht! Denn auch nur eine einzige halbe Stunde das goldene Zepter in Händen halten, und in seiner Kraft den Herrn von neuem das Kreuzesopfer bringen lassen, ist ein opus adeo tremendum. Und du, mein Leser, zähle einmal nach! Wie oft hieltest du es schon in deinen Händen? Wie viele Messen lasest du bis heute? Der Silberkranz von 25 Jahren priesterlichen Wirkens, der vielleicht als Schmuck in deinem Zimmer hängt, ruft es dir zu: Wohl an neuntausendmal! Da ist die Bürde der Verantwortung, die jener noch auf seinen Schultern tragen konnte, zur riesengroßen Bergeslast geworden, die eine Erde niederdrücken könnte. Haben wir aber nicht selber zu Beginn einer jeden dieser Opferfeiern den ernstesten, strengsten, um die Behandlung seines Kindes zart besorgten ewigen Gott zum Zeugen aufgerufen: er möge auf unsichtbarem Throne Platz neben dem Altare

nehmen und mit ernster Richterminne unserm Geben bei dem heiligen Opfer folgen? Wir sagten ja: *Iudica me, Deus, et discerne causam meam de gente non sancta!*

Dies Wort hat aber gar frivolen Klang im Munde aller Priester, die sich bei der heiligen Messe überstürzen und sie nicht schnell genug zu Ende bringen können. Zwar derb, doch wahr bringt ihre Opferfeier der Vers zum Ausdruck:

Gehet hinaus, packt aus;
Schenkt ein, trinkt aus;
Kommt herein, zieht sich aus;
Reißt aus.

Mit schweren Seufzern auf den Lippen schreibt darum der Erzbischof Humbert von Mecheln in einem Pastoralbriefe: *Alii sacrum ita accelerant, ut videantur ad finem anhelare et verba in unum conglomerare.* Der obengenannte Johannes von Avila aber naht sich als Bittfleher allen solchen Dienern des Altares und jammert mit erhobenen Händen: „Ich bitte Sie, behandeln Sie ihn besser! Er ist der Sohn eines großen Vaters.“

Frivolen Klang hat dieses Wort sodann im Munde aller jener, die das heilige Opfer fast theatralisch feiern, in überlautem Singen, ausschweifenden Gebärden und neugierigem Ausschauhalten. Von ihnen sagt Benedikt XIV.: *Sacerdotibus eiusmodi illud aptissime convenire potest, quod olim Tertullianus, cum diversam rem pertractaret, postulavit: Sacrificat an*

insultat?¹ Wie ernst nahm es in dieser Hinsicht der heilige Pfarrer von Urs! Einst bemerkte er bei einem Priester, daß seine Haltung etwas auffallend war, und daß er sich vor dem Altare ziemlich tief gebeugt hatte. Da sagte er zu ihm: „Hüten wir uns doch, mein Freund, bemerkt zu werden!“²

Auch diese vollbringen das opus adeo tremendum sicher fraudulenter. Und sollte da die maledictio zögern? Vielleicht, daß sie sich vorab aus der Ferne naht in der Gestalt von jener ersten Mahnung, welche Gott dem Engel von Ephesus zukommen ließ: *prima opera fac*, und lies die Messe wieder wie jene erste am Tage der Primiz! *Secus movebo candelabrum tuum*, sonst nehme ich das goldene Zepter aus deiner Hand! (Offb. 2, 5.)

Ganz anders feiern heilige Priester dieses Opfer. Bei ihnen ist das Wort des hl. Gregor von Nazianz zur Wirklichkeit geworden: *ubi Christus, ibi quoque modestia*, in Wort, Blick und Gebärde. Was sie vom Chor der Mächte in der Präfation singen: *quem tremunt potestates*, das ahmen sie nach Kräften nach. Drum meinten auch die Gläubigen, die einen Vinzenz von Paul das heilige Opfer feiern sahen: „Das ist ein Heiliger und ein Engel.“ Und einstens reisten sie bis hin nach Cäsarea, um einen hl. Basilus die heilige Messe feiern zu sehen und sich an seiner

¹ De sacrif. missae l. 3, c. 24, I.

² Monin-Rieforth, Leben des Heiligen Pfarrers von Urs II 404.

Andacht und Ehrfurcht aufzurichten. Die ahmten die Blumen und die Blüten nach, die unverwandt den ganzen Tag in tiefem, innerem Schauer auf zur Sonne blickten und sich von ihr mit Licht und Wärme, Glanz und Farbe übergießen lassen. Zu jedem unter ihnen aber mochte wohl der Heiland sich vom Kreuze des Altares huldvoll herniederneigen und, wie er zum Aquinaten sagte: Bene scripsisti de me! so auch zu ihm sprechen: Bene obtulisti me! Du führst das goldene Zepter im rechten Geist.



Kalvaria wurde nach dem Consummatum est bald gänzlich leer. Am ehesten stob die Schar der Neugierigen und Oberflächlichen nach allen Seiten auseinander: das Schauspiel war zu Ende. Indes die Mutter Christi, Maria Magdalena und Johannes standen noch lange da, die Augen unverwandt aufs Kreuz gerichtet. Stumm waren ihre Lippen, das Herz sprach dafür um so lauter, fand Worte mitleidvoll und liebe reich. Und das, trotzdem am Kreuze nur noch eine Leiche hing, und Christi Seele weitab im Vorhose der Hölle weilte.

Wir Priester nun? Die Menge mag nach dem *Ite, missa est* zur Tagesarbeit und zur Lebenssorge beeilten Schrittes gehen. Wir aber müssen noch ruhig bleiben und danken, lieben ob des Unerhörten, das wir in kraft des goldenen Zepters vollbringen durften, zumal der unblutig Gefreuzigte wohl noch

ein Viertelstündchen in unserem Herzen weilt. Und dabei sollten jene heiligen Personen uns Vorbild sein in ihrer tiefen Sammlung und ihrer großen Nüchternheit.

Wie zart empfindet zudem nach dieser Richtung auch der Heiland! Wir sehen es bei jener Szene, wo er den Pharisäer Simon seines göttlichen Besuches würdigte. Der unterließ in frecher Rücksichtslosigkeit den Friedensfuß und reichte ihm kein Wasser für die Hände und die Füße. Zum Glücke sprang da die öffentliche Sünderin ein, machte durch erhabene Liebeswerke die Kälte gut und nahm dafür den reichsten Gnadensegen mit nach Hause.

Drum dringt in mütterlicher Sorge auch die Kirche auf gebührende und ausgiebige Danksgiving nach jeder heiligen Messe. Doch manchen Priestern fehlt es an Glaubensgeist und Zartgefühl, und, fast als hätten sie über unnützer Tändelei zuviel der Zeit vergeudet, beeilen sie sich, das Versäumte einzuholen, und verlassen schon nach einigen Minuten die heilige Opferstätte. Hartherzig überhören sie dabei den Bitt-ruf, der in ihrem Herzen aus Jesu Mund zu ihnen dringt: *Consolantem me quaesivi*. Sie lassen den Heiland unbeachtet im Kämmerlein ihres Herzens stehen und unterhalten sich inzwischen mit dem Küster, den Meßjungern und andern Leuten. Wiederum wird das tränenreiche Psalmistenwort (30, 13) zur Wahrheit: *Oblivioni datus sum, tamquam mortuus a corde*. Haben sie sonst eine nichtige Erdenstat vollbracht, die Gott aus Mitleid und Erbarmen mit einigem Erfolge krönte, so

kommt die ihnen schier den ganzen Tag nicht aus dem Sinn, und wissen sie sich ihrer laut zu rühmen, und helles Leuchten verklärt dabei Gesicht und Auge. Doch an dem opus adeo tremendum in süßer Rück-erinnerung ein Viertelstündchen nur sich weiden, und so das Herz in überirdischem Alpenglühen erstrahlen lassen, und dafür obendrein noch reichen Gnadensegens mit nach Hause nehmen, scheint ihnen nicht der Mühe wert und Zeitverlust. Tat darum der hl. Johannes von Avila nicht recht? Als er solch einen undankbaren und hartherzigen Priester gleich nach der heiligen Messe aus der Kirche gehen sah, schickte er ihm unverzüglich zwei Meßdiener mit brennenden Kerzen nach, um, wie er ihm bedeuten ließ, „das Allerheiligste in seinem Herzen geziemend zu begleiten“. Und zu den andern Priestern mit ähnlich niedriger Gesinnung mag wohl der ewige Vater selber seine Engel senden, daß sie in deren kalten Herzen dem verlassenen Gotteskinde Gesellschaft leisten und ihm ein Gloria in excelsis singen. Das Wörtchen pax jedoch im zweiten Gliede dieses Sanges will dabei nicht aus ihrer Kehle und wandelt sich zur rot aufloodernden maledictio.

O Priester! Daß du doch die dir verliehene Gottesgabe des goldenen Zepters klar erkennst! Coraizim war unvergleichlich weniger zuteil geworden; dergleichen auch Bethsaida. Doch wegen ihres Undanks stieg es schon über beiden Städten wie eine unheil-schwangere Wetterwolke auf, als Christus sprach:

„Tyros und Sidon werden es erträglicher haben am Tage des Gerichts als ihr! (Matth. 11, 22.) Vom goldenen Zepter gilt, was Simeon vom neugeborenen Heiland kündete: „Er ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel.“ Mögest du, Priester, zu jenen Glücklichen gehören, von denen der hl. Ephrem spricht: O potestas ineffabilis, quae in nobis dignata est habitare per impositionem manuum sacrorum sacerdotum! O quam magnam in se continet profunditatem formidabile sacerdotium! Felicem illum, qui in hac ipsa dignitate administrat pure et irreprehensibiliter! . . .



I.

Das Hohelied vom wundertätigen Schlüssel.

Wenn bloßer Menschegeist an einer tiefen Dichtung reimt und feilt, gebärdet sich der Stoff meist spröde und will sich nicht gestalten. Es müssen die gottgeweihten Musen herniedersteigen oder jene kleinen Engel, wie sie auf manchen Bildern um das Haupt von Sehern und Propheten schweben. Die wissen in geheimnisvoller Sprache weit entlegene Kenntniss zuzuraunen und mit zarter Hand die dichten Schleier von verborgenen Dingen zurückzuschlagen. So gibt es eine Schöpfung höherer Art, welche den Leser zur Andacht stimmt und in wonneseligem Erstaunen gefangen hält.

Nun kennen wir jedoch ein Lied, das sich so heiligen Ursprunges nicht rühmen kann. Und dennoch gleiten seine Worte stolz und triumphierend hin wie aufgetürmte Meereswogen, deren Haupt der weiße Schaum mit Siegeskronen schmückt. Es ist das Lied vom wundertätigen Schlüssel in der Hand des Priesters. Der Neid des Himmels, der Hölle Ingrim und die Noth der Sünde haben es gedichtet und je eine Strophe beigeuert. Wenn

darin auch die ganze grundverschiedene Eigenart der drei Verfasser klar zu Tage tritt, so fügt das Ganze sich doch wunderbar zusammen, und was der Neid ausbrütete, der Ingrimms kreischte, und die Noth erflehte, verschmolz zu ausgeglichener Einheit und wob um diesen Schlüssel etwas wie unvergleichlich lichten Taborglanz.

Die Überschrift des Liedes heißt: O clavis David! Dann hebt die erste Strophe mit dem Lobspruch an: „Du öffnest, und keiner kann mehr schließen.“ Sie dichtete der Neid des Himmels. Der Hölle Ingrimms fügte bei: „Du schließt meine Tore, und keiner kann sie öffnen.“ Der Schluß entstammt der Angst und Noth der sündigen Menschenkinder: „Komm, und entföhre uns der Kerkerhaft!“

Des weiteren sind die Strophen nicht zu gleicher Zeit entstanden. Die zweite und die dritte wurden zuerst gesungen in jener Sturmnacht, da der Heiland am Kreuze sein allgewaltiges Ego te absolvo über die Welt und ihre Sünde sprach. Da war es, wo der Hölle Ingrimms seine Strophe dichtete und sie dann sang, als rollten Donner durch die Finsternis. Zu gleicher Stunde aber saßen die Angst und Noth der sündigen Menschheit am Fuß des Kreuzes, hielten es umschlungen wie eine Planke, die im Schiffbruch vor Ertrinken rettet, und was sie sangen, war mehr dem Ächzen und Gestöhn vergleichbar, wenn scharfer Wind durch einen Wald von Föhren jagt. Als später dann die Nacht des Ego te absolvo den

Priestern übergeben wurde, da hat der Neid des Himmels und der Engel dem Ganzen noch eine Strophe vorgesetzt.

Sooft seitdem wir Priester den wunderbaren Schlüssel in die Hände nehmen und den am Beichtstuhl Harrenden die Sündenfesseln lösen, sind der Neid, der Ingrimm und die Not jedwedesmal zur Stelle und singen immer wieder dieses Lied, und werden es erst lassen, wenn der letzte Priester das letzte Ego te absolvo gesprochen hat. So wird es also weitertönen, bis die Sonne ihren Schein verliert, die Sterne als Trümmer auf die Erde fallen, und der ewige Richter in den Wolken sichtbar wird. Das ist das Hohelied vom wundertätigen Schlüssel. Ob es sich lohnt, dessen geheimnisvolle Welt ein wenig näher zu erkunden?

II.

Der wunderthätige Schlüssel ein Oftergeschenk.

Wie kam der hochgepriesene Schlüssel nur in die Hand der Priester? Etwa auf gleiche Weise wie das goldene Zepher?

Das ist Vermächtnis eines dem Tod Geweihten, eines Sterbenden. Denn Gründonnerstagabend waren die getreuen Jünger — und unsichtbar auch ihre priesterlichen Folgemänner — zum letzten Mal um ihren Herrn versammelt. Schon warf der blutige Karfreitag seine unheilswangeren Schatten voraus und füllte damit auch den Saal. Der war zwar groß und reich geschmückt. Doch dunkles Ahnen und unbestimmtes Fürchten, beides gefördert und genährt durch Worte wie „Verrat“ und „Letztes Mahl“, hatten ihn gewissermaßen mit schwarzem Flortuch ausgeschlagen und zu einer Sterbekammer umgeschaffen. Da war es, wo der Heiland zum Abschied jedem ein letztes Mal liebeich die Hände drückte und als heiliges Vermächtnis zum ewigen Gedenken das goldene Zepher überreichte. Es mahnt so an den Angstschweiß und an das Röcheln eines Sterbenden. Und jeder, der es bis heute gläubig in die Hände nahm,

glaubte noch immer Hammerschläge vom Kreuz her zu vernehmen und den gepreßten Seufzerruf: „Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“ Zwar ist das Zepter gleichfalls wie der Schlüssel schön, doch schaurig-schön, wie ein Gefilde, wenn auf ihm der letzte Strahl der Sonne liegt, bevor die Wetterwolken sie verschlingen, indessen schon fernher die Blitze leuchten und die Donner grollen.

Nicht also steht es um den Schlüssel. Er ist die Ostergabe eines im Triumph Erstandenen, und strahlt gewissermaßen im Frührot eines schönen Maienmorgens, der in seinem Schoße einen wolkenlosen Tag mit Wärme, Licht und Farben, mit Vogel-sang und Blumenduft, mit Frühlingsweben und mit Lerchentrillern birgt. Der Heiland hatte siegreich seine Felsengruft verlassen und führte für die junge Kirche den ersten Ostertag herauf. Und immer stärker drang davon die Kunde zu den Jüngern. Die aber bangten noch und zitterten und konnten es nicht fassen und nicht glauben. So ist es ja dem engen, kleinen Menschenherzen eigen: es hat bereits zuviel gehofft, und meistens folgte Leere und Enttäuschung.

Als deshalb diese größte aller Freuden sich den Jüngern nahte und an der Türe ihres Herzens pochte, erst leise, dann immer lauter, ungestümer, fragte es in banger Sorge: Sollte dem wirklich also sein? Ist es nicht wiederum ein schöner Traum, der jäh zerstiebt? Doch plötzlich stand im ganzen Glanz der Auferstehungsherrlichkeit der vielgeliebte Meister leibhaft

unter ihnen, und zeigte seine Wunden, und aß und trank und war von einer Liebe, einer Güte, wie sie nur einem Gott mit dem unendlich großen Herzen eignen kann. Und diese Güte trieb ihn an, den ersten Tag seines verklärten Lebens zu beschließen und zu krönen nach Art der Sonne, die vor ihrem Untertauchen unter den Horizont noch einmal alles mit einer Flut von Licht und Farben übergießt, indem er ihnen zur ewigen Erinnerung an diesen Abschied den wunderthätigen Schlüssel überreichte mit den Worten: „Denen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen; und denen ihr sie vorbehaltet, denen bleiben sie behalten.“ Der Schlüssel somit Ostergabe, Geschenk des glorreich Auferstandenen.



Wir dürfen aber ja nicht meinen, als sei es bloßer Zufall, daß erst der Triumphierende zum Schlüssel griff und ihn als Ostergabe den Aposteln schenkte, als hätte er an jenem Abend bei der Betrachtung seiner Siegesbeute aus ihrem Überflusse wie von ungefähr den Schlüssel herausgenommen und verschenkt. Das hieße menschliches Gebahren ohne Abstrich auf Gott übertragen. Der aber ist allweise. Drum leitete wie alles, so auch diese Auswahl kluger Vorbedacht, sinnreiche Absicht. Und wie im goldenen Zepter der Karfreitag weiterwaltet, so führt der Schlüssel immer neue Ostertage mit Alleluja und Triumph den Menschen zu.

Wie viele nämlich unter ihnen verstricken sich in schwere Schuld! Denn Leidenschaft, Weltgeist und Teufelstücke sind gar schlimme Feinde. Durch diese aber verfällt ihr einzig wahres Leben dem jähen Tode. Zwar scheinen sie, flüchtig von außen angesehen, noch zu leben, so etwa wie ein morscher Baumstumpf mit seinen grünen Blättern noch frische Kraft vorträgt. Sie essen nämlich, trinken, sprechen, atmen noch; auch hüllen sie sich noch in allerlei Gewänder; die aber nännten sie statt Kleider richtiger Leichentücher; und wenn sie abends sich zur Ruhe legen, diene dazu ein Sarg am besten. Denn im Jenseits, in der Hölle, diesem fluchbeladenen Unfriedhofs für verstorbene Seelen, ist längst ihr Grab geschaufelt; es säumt nur noch der Sensenmann, der sie herüberholt.

Gleicht so die Erde nicht, ein wenig tiefer angeschaut, dem großen Felde, das Ezechiel (Kap. 37) sah, „ganz übersäet mit dürren Totenbeinen?“ Doch als der Heiland dann uns Priestern den Schlüssel überreichte, war es, als spräche er von neuem: „Ich will Geist in euch kommen lassen, daß ihr lebendig werdet. Ich will euch Sehnen geben, und Fleisch euch wachsen lassen, und euch mit Haut umkleiden. Ich will euch Geist verleihen, daß ihr lebendig werdet.“ Sobald nämlich der Hauch des Ego te absolvo wie schöpferisches Frühlingswehen aus unserem Munde über diesen Kirchhof hinstreicht, fügt sich dort allenthalben Bein zu Bein, d. h. die Gnade

kehrt zurück zur Seele, bei der sie vorher war, und teilt ihr wieder Leben, wahres Leben und wunderbare Tugendkräfte mit. Im Jenseits aber wird zu gleicher Zeit die aufgeworfene Gruft geebnet. Wirkt also nicht im wundertätigen Schlüssel tatsächlich die Auferstehung und der Triumph des Ostertages nach?

Die Kirche spricht sonst viel und tief in allerlei Symbolen zu uns Menschen. Man denke beispielsweise an die reichverzweigte Liturgie der heiligen Messen! Ließe sich jedoch nicht leicht auch für das schöpferische Tun im Beichtstuhl sinnreiche Symbolik ausdenken? So stünde er nach dem Gesagten wohl am passendsten, mit Immergrün bekränzt, in einem duftigen Frühlingsgarten, wo ewiges Keimen, stetes Sprossen uns erzählte vom wunderbaren Geschehnis in der tiefen Menschenseele. Wie täte so gestaltete Symbolik uns Priestern oftmals gut! Wir nähmen den Schlüssel wohl am Samstag, wenn das Beichtglöcklein zur Auferstehungsfeier von toten Menschen-seelen ruft, nicht fürder mürrisch und verdrossen in die Hand. Der kalte Beichtstuhl mit dem geklemmten Sigen und mühsamen Horchen erschiene uns nicht weiter wie eine Folterkammer. Es wären uns vielmehr die Stunden hochwillkommen, wo wir von neuem frohen Osterjubiläum und Auferstehungsfreude in tote Menschen-seelen tragen dürften.

III.

Der Ursprung des wunder- tätigen Schlüssels.

Es waltet oft ein eigenartiges Geschick um große Werke in der Kunst. Selbst dem geschärften Spürsinn unserer Tage will es bei manchen nicht gelingen, die Meister aufzufinden. Es fehlt dazu jedweder Anhaltspunkt. So sind sie gleichsam die Melchisedechs im weiten Kunstbereich, wie dieser sine patre, sine matre, sine genealogia, neque initium dierum neque finem vitae habentes. Von andern hingegen kennt man genau die Meister und weiß, wie deren Geist sich lange mit den Plänen trug, die erst allmählich in ungezählten Skizzen und Entwürfen zur Vollendung reiften.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht um den wunder-
tätigen Schlüssel? Lag er seit langem schon bereit mit manchen andern Wunderdingen in der Schatz-
kammer des Himmels und harrte voller Sehnsucht auf die Stunde, wo ihn der Herr als Ostergabe seinen Jüngern überreichen würde? Wer aber hat alsdann das Meisterwerk geschaffen? Vielleicht die Mächte, Thronen und Gewalten, die in langer, mühevoller Arbeit ihr stärkstes Können in

ihm verwirklicht haben? ... Oder ist er gänzlich neu und wurde kurz vorher vollendet, ehe die Stunde der Überreichung schlug? Hat dann der Herr etwa in aller Stille ein weiteres Verwandlungswunder dem von Kana beigelegt? Denn wer gemeines Wasser in Wein umschaffen konnte, vermag auch sicher einen Schlüssel, der sonst bei Schränken oder Türen dient, derart zu stärken, daß er die Himmelspforte öffnet und das Tor der Hölle schließt. Das aber sind doch alles Fragen, die, erhaben über müßige Neugier, ein tieferes Interesse stellt.



In seiner großen Güte wollte uns der Heiland nicht im Ungewissen lassen und hat uns auf die richtige Spur geholfen durch die Einleitungsworte, die er beim Überreichen des Schlüssels an die Jünger richtete. Sie lauten: „Wie mich der Vater sandte, so sende ich auch euch“ (Joh. 20, 21). Der Schlüssel war danach längst schon vor dem ersten Osterabend in Gebrauch. Es ist derselbe Schlüssel, den der Vater seinem Sohne übergab, da dieser zum großen Liebeswerke der Sündentilgung und Erlösung auf die Erde stieg.

Welch wunderbare Gloriole hat er aber zeitlebens um dessen Haupt gelegt! Nach außen stand der Heiland inmitten seiner Zeitgenossen wie ihresgleichen, als Fleisch von ihrem Fleische, als Bein von ihrem Bein. Doch jedesmal, wenn er zum Schlüssel griff,

war es, als kämen unsichtbare Hände und hoben ihn auf einen königlichen Schild und stellten ihn ganz abseits, einsam und unnahbar, daß eine abgrundtiefe Kluft ihn von den andern Menschen trennte. Der Schlüssel machte ihn zum Gott. Erhellte das nicht ganz deutlich aus den Worten seiner Gegner, die im verbissenen Ingrimme meinten: „Wer kann denn Sünden tilgen und vergeben außer Gott?“ (Mark. 2, 7.)

Wird darum derselbe Schlüssel, den der Heiland am Osterabend den Priestern überreichte, nicht auch sie mit gleichem Glorienschein umstrahlen? O wunderbare Stunde dieser Überreichung! Wieviel des Glanzes und der Größe bargst du doch in deinem Schoß! Ward ja in dir zur frohen Wirklichkeit, was die Schlange einst im Paradiese voll Trug verheißen hatte. Du machtest uns zu Göttern. Denn sprechen wir in Kraft des Schlüssels das Ego te absolvo über einen Sünder, der im Beichtstuhl harret, so hat dies Wort dieselbe Macht und Wirkung wie damals, als der Herr es an die Sünder im Evangelium richtete. Wie stehen wir dann auch so voller Majestät, ganz einsam und erhaben über allem, was sonst auf Erden immer groß und hehr und mächtig hieß und künftig heißen mag!

Da trug Moses, der große Führer Israels, in seinen Händen einen wundertätigen Stab. Er schlug mit ihm das Meer, und dessen wildbewegte Fluten türmten sich zu beiden Seiten wie feste Mauern; er

pochte mit ihm an den harten Felsen in der Wüste, und unverzüglich rannen daraus frische Wasser zum Labfal für das auserwählte Volk. Doch träte der große Patriarch mit diesem selben Stabe zu einem armen Sünder hin, berührte ihn damit und wollte ihn vom Aussage der Seele heilen: der sonst allmächtige Stab versagte gänzlich und hätte keine Kraft. Du aber, Priester, nimmst den Schlüssel und sprichst das Ego te absolvo, und sieh da, der Aussag ist geschwunden, als wäre er nie dagewesen, so daß sogar ein Auge, welchem sich Herzen und Nieren nicht verbergen können, auch keine leise Spur von ihm entdeckt.

Was sind die Engel und Erzengel, die Cherubim und Seraphim für wunderbare Geister! Und wie erstrahlen sie in Weisheit und in Macht! Ein einziger von ihnen tötete die ganze Erstgeburt Agyptens, so daß das mächtige Pharaonenreich vor Angst und Furcht verging. Und wiederum ein anderer von ihnen kam der Stadt des Herrn zu Hilfe und legte 185 000 streitbare Gegner über Nacht als Leichen auf das Schlachtfeld. Nun führe aber, Priester, diese mächtigen Himmelsfürsten alle insgesamt zu einem armen Sünder, sie möchten ihn von seiner Schuld befreien. Und böten sie auch alles auf, und gäben sie sich Mühe wie die Jünger am Fuß des Berges Tabor um den Besessenen: umsonst. Du aber nimmst den Schlüssel und sprichst in seiner Kraft das Ego te absolvo, und sieh da! Was alle

Engelschöre nicht vermochten, bringst du, ein armer Mensch, ganz mühelos zu Wege. Fast schwindelt's uns beim Anblick jenes wolkenhohen Gipfels, auf den der Schlüssel uns gestellt hat. Doch dürfen wir noch unvergleichlich höher steigen.

Da ist die Königin des Himmels, ganz Majestät und Hoheit, umwallt vom buntgewebten Herrschermantel. Wie blendet jedes Auge das unvergleichlich schöne Zepter, das ihre Hand umschlungen hält. Der ganze Himmel verneigt sich tief vor ihr, und Millionen Menschen liegen bittflehend an ihren Gnadenthronen. Da naht sich auch ein schuldbeladener Sünder; Maria legt ihm ihre Mutterhände auf, berührt ihn mit dem Zepter. Doch ach, die Schuld, die seine Seele drückt, sie will und will nicht weichen. Und du, du schlichter Priester, sonst die geborene Ohnmacht, du nimmst den Schlüssel und sprichst das Ego te absolvo. Und war vorher die Schuld auch rot wie Scharlach, nun ist sie weiß wie Schnee.

Nach all diesem ist der Neid des Himmels, der sich in der von ihm verfaßten Strophe äußert, zu begreiflich: „O Schlüssel Davids, du öffnest dem Sünder meine Tore, und keiner unter uns vermag es zu verhindern!“ Wir Priester aber können nie genug dem Heiland danken, daß er den wunderbaren Schlüssel, den ihm der ewige Vater anvertraute, uns Priestern übergab und ihn nicht etwa am Tage seiner Auffahrt mit in den Himmel nahm, um ihn

dort ehrfurchtsvoll und dankerfüllt am Throne seines Vaters hinzulegen. Wir wären dann nur halb so groß wie heute und führten bloß das goldene Zepter.



Der Schlüssel offenbarte den scheinbar schlichten Wanderprediger von Galiläa als wahren Gottessohn, er macht uns und die Priester aller Zeiten stets von neuem theilhaft an Gottes Allgebietertum. Da fällt es drum auch nimmer schwer, den eigentlichen Meister, der den Schlüssel schuf, zu nennen: das Können eines Cherubs oder Seraphs reicht nicht aus; der Ewige selbst muß ihn geschmiedet haben. Denn nur wer selber Allmacht ist, vermochte solche Macht in ihn hineinzulegen.

Bemerkt man aber auf der einen Seite Gottes unerhörte Meisterschaft und auf der andern den himmelhohen Zweck des Schlüssels, so dürfen wir in ihm wohl eine höchste Schöpfungstat anstaunen. Gewiß war es schon nie erlebte Freude für die Engel, als Gott die Morgensterne schuf, welche aus düstern Nächten lichte Tage machen sollten. Mit welcher Spannung mögen sie bei diesem Werke zugeesehen haben, und welcher laute Jubel erscholl wohl jedesmal aus ihrem Kreise, sobald er wiederum einem den Platz am Firmamente anwies! Der Schlüssel aber übersteigt an Zweck und an Bestimmung um Himmelshöhe alle diese Sterne. Nicht düstere Nächte der Natur soll er zu Tagen machen; er

muß die Finsternis der Hölle aus Menschenherzen bannen und in ihnen jenes wunderbare Licht aufleuchten lassen, in dem der Himmel selber strahlt. Wie wird der ewige Meister da entworfen, geformt, gebildet haben! Dieser Schlüssel für sich allein ein ganzes Weltentstehen. Jedoch besonderer Art!

Deshalb begnügte er sich hier auch nicht mit dem allmächtigen Fiat wie bei den sonstigen geschaffenen Dingen. Der Heiland scheint das anzudeuten durch die Art und Weise, wie er den Schlüssel an die Apostel weitergab: er hauchte diese dabei an. Das Wort „Anhauchen“ ist aber selten in der Heiligen Schrift, und dann erscheint es stets im Prunkkleid wie der Hohepriester, wenn er alljährlich das Allerheiligste betrat, und zeigt Gott auf dem Gipfel seines Schaffens. Dann greift er nicht ins Nichts und gibt den wesenlosen Schatten Form und Gehalt. Er holt vielmehr etwas aus den geheimnisvollen tiefsten Schachten seines eigenen Ich — so wie ja auch der Atem aus dem Innern dringt — und teilt es als wertvollste Himmelsgabe dem staubgeborenen Menschen mit und macht ihn bald in dieser, bald in jener Hinsicht sich selber ähnlich.

* * *

Wir finden es zuerst, da Gott die Seele Adams schuf. Ist diese darum nicht wie er ein reiner Geist, dem auch kein Sonnenstäubchen von Stoff und ausgedehntem Sein anhaftete, und ist, wie er im Weltall,

so sie im Körper allgegenwärtig? Und hat sie nicht an seiner Weisheit teil und dringt mit dem Verstande in verborgene Tiefen und verhüllte Zeiten? Die Sonne mag dagegen noch so blendend und majestätisch am Mittagshimmel stehen, sie sieht nur Gegenwärtiges und Äußeres. Und der Orkan mit seinen wilden Kräften entwurzelt Bäume, peitscht die Wogen des uferlosen Meeres; doch in Bezug auf sich ist er nur Ohnmacht und steht im Banne eines eisernen Muß und kann nicht nach Belieben sagen: Nein. Die Seele aber hat zu gleicher Zeit die Kraft zu beiden, zum Wollen und Nichtwollen, und trägt somit die Strahlenkrone innerer Freiheit, wie sie das Haupt des Ewigen ziert.

Dann wird es weiterhin gebraucht, wo Gott erlesene Männer zum Schreiben der heiligen Bücher trieb und dabei unterstützte. Hat er indessen da nicht wieder unbegreiflich Großes aus den Tiefen seiner Gottheit zu Tage gefördert und in staubgeborene Menschen hineingelegt: die Irrtumslosigkeit? Auch nicht der größte Genius, der je auf Erden wandelte, war frei von Fehlgriff. Wie oft pries er als unumstößlich wahr, worüber man sich schon einige Jahrzehnte später lustig machte! Doch diese auserkorenen Männer, um deren Haupt sich Gottes Odem wie eine lichte Wolke lagerte — sie waren zudem vielfach ungebildet —, schrieben in schlichter Einfalt Sätze, Seiten, Bücher, die nach Jahrtausenden noch wahr sind und es für alle Zeiten

bleiben. Sie dürfen kühn das göttlich=stolze Wort von ihrem Schrifttum sagen: Himmel und Erde gehen unter, doch unser Wort besteht. Denn durch den Hauch aus Gottes Mund enthält es ewige Wahrheit, fehlerfrei und irrthumslos.

Den gleichen Hauch gebrauchte Gott deshalb auch wohl beim Schlüssel; denn wer ihn trägt, hat teil am denkbar Höchsten, welches das Geistsein und die Irrthumslosigkeit noch vielfach überstrahlt. Er kann in seiner Kraft das Tiefste und Geheimste in Gottes Sein und Urstand in wunderbarem Farbenglanze in den Menschenseelen widerspiegeln und sie zu seinen übernatürlichen Ebenbildern machen. Das aber ist ein Thun und ein Wirken, das weder Engels- noch Menschenzungen richtig beschreiben können. O Priester! Am besten sielest du zu Boden, bedecktest dein Gesicht mit beiden Händen und hülltest dich in stummes Schweigen. Denn welche Sonnenhöhe erschließt sich dir!

Gesetzt, die Sterne rings am Firmamente strahlten in ihrem hellsten Mittagschein. Du nähmest nun den Schlüssel, und schüfest in seiner Kraft auch eine solche Strahlensonne, und diese stieg, nach Art der Seifenkugel, die ein Kind aus einem Becken saugt und dann vom Strohhalm stößt, als riesengroßer Feuerball ins Universum und stellte alles dort in Dunkel: wie dünktest du dich groß, ja unbegreiflich groß! Und hätten gar die Engel dich umstanden und dir bei dieser Großthat zugeschaut und fielen nun

bewundernd vor dir nieder und wollten dich in überquellender Begeisterung zu ihrem König machen, du würdest wohl von Sinnen kommen aus lauter Ehrfurcht vor dir selber. Doch mit dem Schlüssel tust du noch unendlich mehr und stellst im Sünder beim Ego te absolvo das übernatürliche Abbild Gottes wieder her und machst ihn so zu einem kleinen Gott.

* * *

Was legte der ewige Meister doch unbegreiflich Hohes in den wundertätigen Schlüssel! Einst pilgerten wie Karawanenzüge ganze Scharen von Kranken nach Kapharnaum. Dort weilte nämlich Jesus und bannte alles Leid: erat virtus ad sanandum (Luk. 5, 17). O wunderbarer Arm, der dies vermochte. Hier jubelte ein Lahmer und hüpfte freudig wie ein Kind im Kreis herum; ein Blinder sah auf einmal das Antlitz seiner Eltern und Verwandten und die Pracht der morgenländischen Heimat; am Ohr des Tauben hallten ganz vernehmbar Menschenstimmen wider und legten in sein Herz hinein unsagbar viel an Trost und Freude; kein Leid war so hartnäckig, es mußte weichen. Wie priesen die Geheilten alle den großen Wundermann von Nazareth! Doch, Priester, hättest du den Schlüssel in die Hand genommen und auch nur über einen einzigen von ihnen das Ego te absolvo ausgesprochen, du hättest mehr getan als er, und diese eine Tat verdunkelte nicht bloß die Wunder von Kapharnaum, sondern auch die andern, die der Heiland sonst noch

in den drei Jahren seines öffentlichen Wandeln
wirkte. Wie bist du also groß und mächtig durch
den Schlüssel! Was ist auch im Vergleich zu dir
ein Moses mit dem Wunderstab, ein Elisäus mit
dem Mantel des Elias! Du riesengroß, sie
zwerghaft klein!

IV.

Die Sinnsprache des wunder- tätigen Schlüssels.

Der Schlüssel, den ein Eroberer in Händen hält, ist Machtsymbol und kündigt von seiner unbeschränkten Herrschaft und Gewalt über ein Stadtgebiet. So lesen wir ja oft in der Geschichte des Mittelalters: war eine Stadt zur Übergabe reif und zog die weiße Fahne auf, so mußten dem stolzen Sieger die Schlüssel ausgeliefert werden, zum Zeichen, daß er allein nunmehr die Tore nach Belieben öffnen oder schließen könne. Ähnlich bedeutet auch der Schlüssel in der Hand des Priesters, daß er Macht hat über Tore. Und wenn wir hören, welches diese Tore sind, so werden der Schlüssel und sein Träger mit verjüngtem und erhöhtem Glanz umkleidet.

Das erste Tor, das dieser Schlüssel öffnet, ist das Allerheiligste. Nicht jenes im Tempel zu Jerusalem; vielmehr das wahre Allerheiligste im Himmel, d. h. das Innere Gottes, wo die Vollkommenheiten liegen, die sein Wesen bilden und ihn zum eigentlichen Gotte machen. Einst nahte sich am Berge Horeb Moses

diesem Allerheiligsten, indes bloß von ferne. Der Dornbusch, der in Flammen stand, wehrte den näheren Zutritt. Doch fast als hätte sich sein frevelhafter Fuß bereits zu weit gewagt, klang eine Stimme ihm gebieterisch entgegen: „Löse die Schuhe von den Füßen! Der Ort, auf dem du stehst, ist heilig!“ Wir Priester aber dürfen ruhig mit dem Schlüssel in der Hand dies Allerheiligste betreten und dort sogar nehmen, mitnehmen und verschenken, was Gott das Teuerste und Hehrste ist: ein Stück gleichsam von seinem eigenen Wesen; und dieses legen wir ins Herz des Sünders und machen es dadurch zum Abglanz und Widerspiel des Allerhöchsten: consors divinae naturae (2 Petri 1, 4).

O schwaches Menschaugen! Wie weißt du deinen Blick doch sonst mit vielen Instrumenten sinnreich zu verstärken, so daß du in entlegene Fernen schauen kannst! Daß du statt dessen nur ein einziges Mal richtig sehen könntest ein Körnchen jenes wunderbaren Goldes aus Gottes wohlverwahrtem Allerheiligsten — wir nennen es im Nothbehelf „die heiligmachende Gnade“! Es würde dir ganz anders noch ergehen als Jakob, da er den Engel schaute und, von seinem Glanz getroffen, drei Tage lang in Ohnmacht am Boden liegen blieb, bis daß die Blendung wich. Du würdest aber fürderhin den Beichtstuhl nicht so kalt, mechanisch und gedankenlos verlassen, wie etwa sonst bezahlte Menschen, Arbeiter und Beamte, von der Stätte ihres Wirkens scheiden. O nein, dein Anflig

würde noch lange nachher leuchten in überirdischem Schein wie das des Moses, als er vom Berge Sinai herniederstieg.



Ein zweites heiliges Thor, das dieser Schlüssel öffnet, ist der Himmel. Manche, die Samstags am Beichtstuhl harren, sind sicher starke Männer, voll Kraft und Mut. Vielleicht, daß ihre Brust in Ehrenzeichen prangt, die von vollbrachten Heldentaten melden. Gesezt sogar den Fall, sie wären stark wie Samson, der die Tore der Philisterstadt aushob und auf den Gipfel des nahen Berges trug: das Himmels-
tor trogt ihnen, gibt nicht nach, sie mögen an ihm rütteln, wie sie wollen; und der Gedanke, daß hinter ihm so viel der Freude und der Wonne, so viel der Glorie und der Ehre liegt, mag sie dabei auch noch zur höchsten Kraftentfaltung stacheln. Sie stehen vor ihm, hilflos und ohnmächtig, und fragen bange mit den frommen Frauen, als sie am Ostermorgen zum verschlossenen Grabe gingen: Wer wird uns wohl den Stein wegwälzen von der Türe?

Da trittst du, Priester, vor sie hin; und wäre die Kraft in deinem Arme durch Alter und Gebrechen auch klein und schwach wie die des Kindes, du nimmst den Schlüssel in die Hand und öffnest ohne Mühe: aperis, et nemo claudit. Doch nicht bloß das, die Engel müssen weiterhin auf dein Geheiß die schon fast gänzlich abgebrochenen Throne dieser Männer

von neuem richten und an ihren Stufen das grenzenlose Glück der Ewigkeit hinlegen. Wie klein sind deshalb aber auch, an dir, Priester, gemessen, alle andern, die man sonst groß zu nennen pflegt, z. B. Alexander! Er theilte zwar auf seinem Sterbebette auch Throne und Kronen aus. Doch klebte Blut an ihnen, und sie sanken bald wieder in den Staub. Doch du verschenkst an jedem Samstag Kronen, die noch funkeln werden, wenn Sonne, Mond und Sterne schon längst nicht mehr am Himmel stehen, und setzest über Reiche, wo Glück und Freude nie ein Ende nehmen.

Ach, daß du dessen nur mehr inne würdest, sooft das Ego te absolvo über deine Lippen kommt. Wie würde dieses heilige Bewußtsein dich, den Armen, gleichsam aus dem Staube heben und der auserlesenen Schar der Fürsten seines Volkes beigesellen!



Doch nicht bloß, daß der Schlüssel öffnet, er schließt auch zu, und zwar ein drittes Tor, ein Tor des Schauders und des Schreckens, das Tor der ewigen Hölle, über welchem Dante die Inschrift setzte: „Hier laß alle Hoffnung fahren!“ Anstatt im kühlen Schatten unserer Kirchen stünde drum der Beichtstuhl besser auf einem Hügel, von wo aus man den schauerlichen Pfuhl gewahren könnte, der von Feuer und von Schwefel brennt, und dem die Teufel soundsoviel arme Opfer zuzutreiben sich bemühen.

O Priester! du hingest nicht so halb verdrossen die Stola um und nähmest nicht so säumig den wunderthätigen Schlüssel in die Hand! Ach nein, du liefest geradezu zum Beichtstuhl hin; das Auge leuchtete dabei in kriegerischer Glut, und heilige Kampfbegeisterung ließe das Herz dir höher schlagen. Von selber würdest du dir dann bewußt, daß du in Wirklichkeit vollbringst, wovon sooft die Heldensage meldet: siegend ringen mit dem fürchterlichen Drachen, der das Land verheert und seine Kinder frißt, dem Höllendrachen. Und du allein bist dazu stark genug und kannst in Kraft des Schlüssels ihm das Schwert bis an den Knauf in seinen gierigen Rachen stoßen.

O, wenn du nur nach jeder Stunde kalten Eigens in der Kirche mit klarem Glaubensauge Umschau halten und dir es deutlich und vernehmbar sagen wolltest: Nun habe ich wiederum für soundsoviel Menschen das Höllentor versperren und sie vor ewiger Noth bewahren dürfen: wie würdest du im heißen Dankgebet an Gott dich wenden, daß er im Schlüssel dir die heilige Gewalt dazu verlieh! Und legtest du dann nach vollbrachtem Werke dein müdes Haupt zur wohlverdienten Ruhe nieder, du sähest wohl im Traume die Engel aller, die du so gerettet, am Throne Gottes Segnung über Segnung für dich und deine Thätigkeit erflehen.

* * *

Der Samariter beugte sich in großer Milde über den von Räubern so übel Heimgesuchten, träufelte freigebig von seinem Öl und Wein in dessen Wunden und schloß sie langsam zu. Schlägt aber nicht das Raubgesindel der Sünde und der Leidenschaften die armen Menschen in noch schlimmerer Weise wund? Ach könnten wir so manchen vor der Beichte übernatürlich sehen! Nicht etwa bloß fünf blutige Male, die wir gewahrten! Statt dessen vielfach kein gesunder Fleck an ihm von der Sohle bis zum Scheitel. Öl und Wein jedoch, die sonst von Wunden den Brand fernhalten und ihre Heilung in die Wege leiten, vermögen hier gar nichts. Denn diese Wunden zerrissen nicht das Fleisch, sondern die Seele. Da muß der Himmel helfen mit jenen wunderbaren Arzneien, welche die Kräuter liefern, die am Throne Gottes wachsen und die wir Beistandsgnaden nennen. Und diese schlummern auch im Schlüssel, und beim Ego te absolvo quillen sie aus ihm hervor, und zwar infolge höchster, weiser Einrichtung von oben gerade die, welche die Art der Wunde heischt. Und ist der Wundgeschlagene guten Willens und läßt den Heilsaft ruhig wirken, so wird er sich bald kräftigen und dem heiligen Dienst, den Gott von jedem hier auf Erden will, mit frischem Mut obliegen können.

Ist aber das nicht wiederum beneidenswerte Aus erwählung, die dir, o Priester, wurde? Daß du in Kraft des Schlüssels die vielgestaltigen Tore dieser Seelenwunden schließen darfst? Viel-

leicht hast du schon oft am großen Sabbath den frommen Frauen neidisch zugeschaut. Sie durften die Wunden Christi waschen und mit Balsam salben. Wie wohnte diesem Liebeswerke wohl der ganze Himmel segnend bei! Indes bemühten sie sich also um den toten Heiland. Und du? Du darfst es jeden Samstag am Heiland tun, der lebendig ist. Hat er denn nicht gesagt: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut“ — wenn einen, dann muß man aber doch den Sünder als solchen werten —, „das habt ihr mir getan?“ Wie hat nun aber dieser Heiland dich vor tausend andern geliebt und auserwählt? Wie dich mit seinen besten Gnaden überhäuft? So sei ihm in den Sündern denn zum Dank barmherziger Samaritan und gieß im Beichtstuhl viel Gnadenkraft und Heilgut in alle ihre Wunden! Und dein Heiland ist's zufrieden: du hast ihn viel geliebt wie Magdalena.

* * *

Einst hatte Judith den Feind von Bethulia vertrieben. Im ganzen Lande ward ihr dafür Preis zuteil. Der Hohepriester Joachim selbst mit der gesamten Priesterschaft machte sich auf den Weg, sie bei der Heimkehr zu begrüßen. Als sie sich nahte, erbrauste wie im Sturm der Ruf: „Du bist der Ruhm Jerusalems, die Freude Israels, die Zierde unseres Volkes!“ (Judith 15, 10.) Hast du jedoch nicht gleiches Lob verdient, o Priester, sooft du aus dem

Beichtstuhl nach Hause kehrt? Ja, alle, über welche du das Ego te absolvo sprachest, sollten deiner am Ausgang aus der Kirche dankerfüllten Herzens harren, dich im Triumph zu deiner Wohnung führen und immer wieder den Lobgesang anstimmen: „Du bist der Ruhm Jerusalems, die Freude Israels, die Zierde unseres Volkes!“

V.

Die Bestandteile des wunder- tätigen Schlüssels.

Gemeinhin schmiedet man die Schlüssel aus den verschiedenen Erzen, wie sie der Schoß der Erde birgt. Je nach dem Zwecke, dem sie dienen, ob zum Prunke oder zum Gebrauche, sind sie von Gold und Silber oder aus gewöhnlichem Metall. Der wunder-
tätige Schlüssel in der Hand des Priesters ist in-
dessen kein Erdenkind. Er stammt unmittelbar vom Himmel. Deshalb sind seine Wesensteile von denen jener grundverschieden und zeigen Eigenschaften, die unserem irdischen Metall in seiner starren Kälte, mit seiner schweren Masse nicht zukommen. Wir wüßten aber kaum etwas davon, wenn nicht der Heiland, als er den Schlüssel überreichte, ganz verstohlen darauf hingedeutet hätte. Das tat er nicht, um müßige Neugier zu befriedigen. Sonst hätte er wohl auch Herodes und seinen Hof mit einer Wundertat erfreut. Nein, heilige Absicht lag in diesem stillen Hinweis; und alle würdigen Schlüssel-
träger haben ihn bis heute wohl verstanden; und gerade dies Verstehen machte ihre Würde zu einer ernstesten, schweren Bürde. Drum treibt auch uns nicht

eitles, selbstgefälliges Wissen zum Forschen nach den Erzen unseres Schlüssels, sondern heiliges Pflichtbewußtsein, drückende Verantwortung.



Die Worte, die der Heiland beim Überreichen des Schlüssels sprach, sind zweierlei Art. Die ersten enthalten eine Friedensbotschaft: „Der Friede sei mit euch!“ Die andern sprechen vom Vergeben und Behalten. Und klingen jene lieblich, schön, wie ehemals der lockende Gesang, den Engelscharen in der heiligen Nacht anstimmten, so lauten diese ernst, wie wenn der Abendwind auf seinen breiten Schwingen die tiefen, dumpfen Klänge einer Armensünderglocke durch die Lüfte trägt. Und rufen weiterhin die ersten das traute Bild in selige Erinnerung, wie der Heiland seine Arme weit ausgebreitet hält, als wollte er die ganze Welt umfassen und an seinem Herzen ruhen lassen, so zeigen ihn die letzten als Rex tremendae maiestatis auf dem Tribunal des Weltgerichtes, wo er die Schafe von den Böcken scheidet.

Für uns sind damit aber in sinniger Weise die beiden Erze, die den wundertätigen Schlüssel bilden, zur Genüge angedeutet: Gerechtigkeit und Friede, und so verkörpert sich in ihm das Schriftwort: „Gerechtigkeit und Friede sind traulich hier vereint“ (Ps. 84, 11). Entsprechend heißt es deshalb auch im kirchlichen Gesetzbuch (c. 888, § 1: *Meminerit sacerdos in audiendis confessionibus se divinae iustitiae*

simul et misericordiae ministrum a Deo constitutum esse. Hierauf hat jeder Schlüsselträger wohl zu achten, will er des himmelhohen Amtes in richtiger Weise walten. Er sei im Beichtstuhl auf der einen Seite unentwegter Wahrer der heiligen Rechtsame Gottes, auf der andern aber auch nicht minder treubeforgter Fürst des Friedens. Ist es nicht gerade diese Doppelpflicht, welche dem Schlüssel so drückendes Gewicht verleiht, daß Menschenhand allein ihn gar nicht halten kann?

Dem jungen Jeremias wurde einst von Gott ein Schlüssel übergeben, der nur von fern dem unsern gleich. Trotzdem kam es schon stammelnd, ganz verlegen aus seinem Munde: „A, A, A, Herr!“ und in die Kniee sinkend gestand er offen sein Unvermögen, ihn zu tragen. Er, der auserkorene Prophet, war eben trotz der großen Jugend hellichtig und tiefblickend. Und was den andern vielleicht als Zeichen beneidenswerter Auserwählung und erhabener Größe erscheinen mochte, enthüllte sich vor ihm als schwere Kreuzeslast, welche zu Boden drückte. Daher sein Stammeln und sein Flehen. Und wir? Als bei der Überreichung des Schlüssels der Engel Neid, der Hölle Ingrimm und der Menschen Sündennot das uns bekannte eigenartige Hohelied anstimmten, erstand vielleicht vor unsern Blicken auch nur eine lichte Taborhöhe mit übergroßer Wonne, indes der Ölberg, der dahinterlag, verborgen blieb. Was sagt aber der Kirchenrat von Trient zum Schlüsselträger-

amt? Munus angelicis humeris formidandum. Selbst wenn Engelshände den Schlüssel tragen sollten, so müßten sie in Ohnmacht tief erschauern. Und nun wir arme Menschen!

Da ist es zu begreiflich, daß wir nur notgedrungen, voll Scheu und Zittern die beiden Fragen stellen: Was heißt das eigentlich: „Wahrer der Rechtsame Gottes“ und „Friedensfürst auf Erden“?

VI.

Der Schlüsselträger als Wahrer der Rechtsame Gottes.

Die Rechtsame Gottes, für ewige Zeiten in den zehn Geboten festgelegt, sind nicht als harter Ausfluß einer unbegrenzten Oberhoheit aufzufassen, nicht als Forderungen, wie sie etwa ein mächtiger Eroberer mit dem Schwerte zu diktieren pflegt. Sie sind im Gegenteil notwendige, unausbleibliche Ausstrahlungen einer vollkommenen Wesensfülle und legen sich infolgedessen als unvergleichlich hehres Diadem um Gottes Stirn. In diesem Schmucke muß er schreiten, solange es vernünftige Geschöpfe gibt; sonst wäre sein Gottsein null und nichtig und seine Oberherrlichkeit ein Schattenkönigtum.

Gott hängt nun aber mit einer Liebe ohne Maß an dieser seiner Wesensfülle und mithin auch an dieser Ehrenkrone. Wehe deshalb jedem, der sie anzutasten wagt! Noch nie hat jemand ohne schwere Ahndung einen Edelstein aus ihr herausgebrochen oder auch nur einen Zacken an ihr verbogen. Die Menschen zu Noes Zeiten haben solche

frevelhafte Tat versucht. Da rauschte aber in fürchterlichem Wogenschwall die Sündflut, und aus dem Munde der Ertrinkenden ertönte es laut weinend: „Höre, Israel! Der Herr, dein Gott, ist ein eifernder Gott.“ Da werden Sodoma und Gomorra gleichsam zu zwei Scheiterhaufen, auf denen als arme Opfer die Bewohner dieser Städte liegen; vom Himmel aber fährt unbarmherzig Feuerlohe nieder und zündet beide an. Wie furchtbar ist doch dieses Sterbebett! Ein letztes Röcheln aller aber tut noch markerschütternd kund: „Höre, Israel! Der Herr, dein Gott, ist ein eifernder Gott!“ ... Zuerst gewahrte man die düstere Wolke dieses heiligen Gotteszornes beim Sündenfall der Stammeltern. Dann zog sie langsam unheildrohend durch den ganzen Alten Bund, und ständig rollten ihre Donner und zuckten ihre Blitze, sobald sich einer an Jehovas Strahlenkrone wagte.

Im Neuen Bunde wollte Gott nun nicht mehr selber ihr Wahrer und Behüter sein, sondern ernannte in Jesus Christus einen Stellvertreter. Der aber kannte infolge tiefern Schauens von Ewigkeit Wert und Berechtigung der Krone nur zu gut, als daß er irgend etwas von ihr preisgegeben hätte. Somit war auch er ein Eiferer für die Rechtsame des Allerhöchsten. Das lehrt die Tempelreinigung. Wie loderte und zuckte es dabei in seinen Augen! Wie wuchs er gleichsam über sich hinaus, ward übermenschlich groß und schwang die Geißel: „Wehe,

wer Gottes Bethaus zu einer Markthalle erniedrigt!“ Den Schluß des Hüteramtes aber bildet sein achtmaliges Wehe im gleichen Tempel, weil die Pharisäer Gott und sein Recht so sehr verkümmerten. Das klang wohl damals durch die weiten Hallen, als wäre das Weltgericht mit dem Posaunenschall schon da. Bei solchem Eifer konnte Gott im Himmel ruhig sein. Denn Jesus sorgte ängstlich, daß keiner seine Rechtsame verkümmerte.

Nach Jesu Himmelfahrt traten an seine Stelle und mit gleicher Sendung die priesterlichen Schlüsselträger. O daß auch diese, bevor sie ihres ernstesten Amtes walten, die unverhüllte Wesensfülle Gottes schauen, damit ihr Herz in gleicher Liebe zu ihr überflöße und dadurch todfeind einem jeden würde, der an ihr freveln sollte! Das aber trifft nicht zu, und müssen sie drum Richtung nehmen an Jehovas und seines Sohnes Beispiel. Ruft aber dieses sie nicht noch eindringlicher zu treuer Pflichterfüllung auf als jenes Wort, das Josaphat zu den im Lande bestellten Richtern sprach? „Seht zu, was ihr beginnt! Nicht für Menschen haltet ihr Gericht, sondern für den Herrn. Und alles, was ihr entscheidet, wird auf euch zurückkommen. So sei die Furcht des Herrn in euerem Herzen, und gebet acht auf euer Tun!“ (2 Paral. 19, 6.)

So ist in Wirklichkeit das Amt des priesterlichen Schlüsselträgers drückend schwer, ein *munus angelicis humeris formidandum*. Am besten schauen sie deshalb

bei der Ausübung desselben unverwandten Auges auf Bild und Statue der Justitia hin und denken dabei die Gedanken der alten Meister nach! Was diese durch Haltung und Zutaten sinnreich anzudeuten suchten, werde bei ihnen dann lebensvolle Wirklichkeit!

a) Justitia hält die Wage.

Die Wage dient genauer Abschätzung, indem das Zünglein an ihr zeigt, was überwiegt. In unserem Falle legt nun der Sünder in die eine Schale seine Übergriffe auf die Rechtsame Gottes; die andere Schale ist für die Gewichtssteine bestimmt: das sind die heiligen, unveränderlichen Normen der Moral. Wie könnte aber ein priesterlicher Schlüsselträger unverkümmert alles, was Gottes ist, Gott geben, wenn er dessen Rechtsame nicht gut und gründlich kennt? Drum setze doch keiner deren Studium auf gleiche Stufe mit irgend einem andern! Man reiht nicht Glas und Perlen auf dieselbe Schnur. Würde es bei einem Philologen nämlich viel verschlagen, wenn er die Ausnahme von einer Regel unbeachtet ließe und nun ein Wort in einen falschen Kasus setzte? Da litte nur die tote Sprache. Weit schlimmer dünkt uns schon, wenn ein Jurist durch falsche Rechtsauslegung dem einen etwas mehr vom Sand und Staub der Erde zuspricht als dem andern. Doch dieses Mehr ist im Grunde wiederum nur „Eitelkeit der Eitelkeiten“. Nach allgemeiner Schätzung verdient aber ein Arzt die schärfste Rüge, wenn er in-

folge mangelhafter Sachkenntnis ein Menschheitsglied vor der gesetzten Zeit verkümmern ließ. Doch ginge dies auch einige Jahre später ganz von selber in Fäulnis und in Moder über. Von deren Studium trennt also das des priesterlichen Schlüsselträgers eine ganze Welt, und steht hoch über ihm, so hoch der Himmel ob der Erde steht: es hat die ewigen Rechte des unendlich großen Gottes zu seinem Gegenstande. Ganz treffend sagt aber in Bezug hierauf der hl. Gregor: Nullibi periculosius erratur (Past. lib. 11).

Deshalb muß die Behörde bei der Bestellung von Sachwaltern Gottes in aller Strenge handhaben, was das neue Kirchenrecht (can. 877) vorschreibt: Licentiam audiendarum confessionum ne concedant nisi iis, qui idonei per examen reperti fuerint. Sowie: Si prudenter dubitent, num probatus a se antea sacerdos pergat adhuc idoneus esse, eum ad novum doctrinae periculum adigant. Wie kann auch einer ohne genaues Wissen in Fragen der restitutio, der occasio proxima und Ehehindernisse die Rechtsame Gottes entsprechend wahren! Gar manches wird dann unbeachtet und deshalb ungeahndet bleiben. Es würde bei solchem Sachwalter an Gott auch wahr, was einst der Heiland von sich selber sagte: „Wir gehen jetzt hinauf nach Jerusalem. Da wird der Menschensohn den Heiden überliefert, und diese werden ihn verspotten, anspeien und geißeln.“ Zutreffend meint drum auch der heilige Papst Pius V.: Dentur idonei confessarii, ecce omnium christianorum plena refor-

matio. Von ihnen hört die Menschheit nämlich stets, was Gottes ist, daß sie sich nicht daran vergreife.

Doch auch die beste Kenntnis der Moral, die man sich etwa vor der Priesterweihe zu eigen machte, ist kein gottgeschaffenes Licht, wie das der Sonne, das deshalb auch ewig in seinem alten Glanz erstrahlt und nicht erlischt, bis Gott es will. Sie ist vielmehr mühsam erworbenes, nachgemachtes Licht, wie alles Licht auf Erden, das deshalb ständig neue Nahrung braucht, damit die Leuchtkraft nicht entschwindet. Ein jeder Schlüsselträger beachte deshalb doch das Wörtchen nullus in der Mahnung, die der hl. Alfons gibt: Nullus confessarius intermittere debet theologiae moralis studium, . . . quia ex tot diversis et disparibus, quae ad hanc scientiam pertinent, multa, quamvis lecta, temporis progressu decedunt a mente. (Prax. conf.) Dann brauchte Benedikt XIV. nicht die Klage auszusprechen: inter maiores ecclesiae calamitates eam esse, quod confessarii morali theologia parum imbuti essent et ea, quae contra Dei legem a fidelibus perpetrantur, parum dignoscerent. Antworte ehrlich, Priester! Weißt du sofort, im Augenblick zu sagen, wo dein Moralbuch steht, und könntest du es wohl im Dunkeln finden? Oder müßtest du vielleicht erst lange nach ihm suchen? Wie kann alsdann jedoch das Zünglein an der Wage noch richtigen Ausschlag geben, wenn nicht vollwertige Gewichte die Schuld und die Verfehlung messen? Nullibi periculosius erratur.

b) Justitia trägt die Augenbinde.

Bei unserem Vorbild in der Wahrung der Recht-
same Gottes, bei Jesus Christus, war diese Augen-
binde kein dünner Flor, der immerhin noch Strahlen
durchließ, weit weniger noch ein zarter Schleier mit
ziemlich weiten Maschen; es war ein dichtgewebtes
Tuch, das die Erscheinungswelt von außen gänzlich
ausschloß. So hatte es schon lange vorher der Pro-
phet von ihm verkündet (Jf. 11, 3): „Er wird nicht
nach dem Augenmaße richten, noch auch nach Hören-
sagen sein Urteil fällen, sondern über die Geringen
mit Gerechtigkeit befinden sowie mit Billigkeit über
die Demütigen der Erde. Denn Gerechtigkeit bildet
den Gürtel seiner Lenden und Treue den Gurt an
seiner Hüfte.“ Hat er dies Wort nicht glänzend wahr
gemacht?

Da stand der arme Täufer im Gewande aus
Kamelhaar vor ihm da, und er pries ihn gleichwohl
als den Größten unter allen Erdgeborenen; Herodes
aber bezeichnet er trotz seines königlichen Purpurs
als einen Fuchs und die ehrsüchtigen Pharisäer gar
als Schlangen- und Natternbrut. Wenn deshalb
jene Dame aus königlichem Hause, von der de Maistre
schreibt, die dichte Augenbinde des Heilandes ge-
sehen hätte, sie würde nicht so kindisch und adelsstolz
gesprochen haben: „Wenn es sich darum handelt,
Leute von unserem Stande zu verdammen, wird sich
der ewige Richter schon etwas bedenken.“ Der Heiland

hat als Gott sogar der Engel nicht geschont, die sich an den Rechtsamen der Ewigkeit vergriffen hatten, sondern sie mit Ketten der Hölle gefesselt und sie in den Abgrund zur Peinigung gestoßen.

Eine ähnlich dichte Augenbinde sollte auch der priesterliche Schlüsselträger beim Bußgericht tragen. Er achtete dann nicht mehr auf Stand, Geschlecht, Kleidung des Beichtkinds. Wie ernst hat Gott im Alten Bunde seine Sachwalter gemahnt (5 Mos. 1, 17): „Höret mir so den Geringen wie den Großen, und sehet niemandes Person an!“ Und diese Mahnung gilt auch heute noch. Sind seine heutigen Sachwalter doch aus dem gleichen Stoff wie jene. Und hat nicht selbst ein hl. Dominikus sich vor dem Tode angeklagt, er habe lieber mit jungen als mit betagten Frauen gesprochen? Sind die Stäbe am Gitter des Beichtstuhles auch noch so enge gelegt, es bleiben immerhin genügend Rigen, durch die sich allerlei verkehrte Einflüsse hindurchzuzwängen suchen. Gar not tut deshalb eine dichte Augenbinde allen Richtern, die Gott bestellt hat.

Er achtete auch nicht auf Zeitanschauungen, Schlagwörter, Geistesrichtungen. Wie hielt es in den alten Zeiten der Steuermann bei einer Fahrt auf sturmbewegter See? Er blickte unverwandt auf zu den ewigen Sternen; die wiesen zuverlässig Weg und Richtung, wenngleich die Winde und die Wogen das Schifflein abzudrängen suchten. Ihm tue es der priesterliche Schlüsselträger nach und

schaue unverwandten Auges auf die lex aeterna im Herzen Gottes und deren Widerschein, die Norm der katholischen Moral! Zwar ändern sich die Zeiten und die Sitten. Doch wehe, wer als Richter diesem Wechsel Tribut und Steuer zahlt, infolgedessen an den Rechtsamen Gottes hier durchstreicht, dort einflammt, dies übersieht und jenes nicht genug betont: er wollte nicht rückständig scheinen. Dies Lob ist billig zu erwerben, doch Gottes Tadel um so schwerer zu ertragen. Denn er hat seine Sagen auf harten, starren Stein geschrieben und nicht auf weiches Wachs, das man beliebig formen kann.

Er achtete schließlich auch nicht auf das, was sich verkehrterweise im eigenen Innern äußert. Da spricht so gern bei uns Adamskindern der angeborene Ehrgeiz mit, und mancher möchte seinen Beichtstuhl beim Betreten von dichten Scharen umlagert sehen. Schon recht, wenn nur auf alle, die dort harren, das Selig des Heilandes Anwendung fände, weil sie dürsten nach Gerechtigkeit. Doch werden es oft genug die Lauen und Leichtsinnigen sein, die sich so zahlreich eingefunden haben, weil der Sachwalter der Rechtsame Gottes in der ganzen Gegend als „billiger Jakob“ gilt. So herb dies Wort auch klingen mag, es wurde trauriger Wirklichkeit entnommen.

c) *Iustitia* sitzt in hehrer Ruhe da.

Dieses Gebaren zeigt dem Wahrer der Rechtsame Gottes an, wie er in aller Muße gründlich zu

Werke gehen soll. Scheint es jedoch nicht fast, als hätte sich der eine oder andere statt dessen Merkur, den Götterboten, zum Vorbild auserkoren, der Flügel an den Füßen trägt und ständig Eile hat? Zumal wenn Kinderbeichten zu hören sind, oder zur Osterzeit, wenn sich die Beichten häufen? Man hört mit halbem Ohr, so obenhin, erspart sich jedes Fragen und absolviert drauf los. Was schreibt jedoch das *Rituale Romanum*? Si poenitens numerum, species et circumstantias peccatorum explicatu necessarias non expresserit, eum sacerdos prudenter interroget. Einmaliger Fall aus Schwäche ist doch wohl anders zu bewerten als ständige Gewohnheit, und wer auf glitscherigem Wege durch Unbedacht ausgleitet, verdient doch andere Behandlung als einer, der aus Leichtsinne am Gumpfe Wohnung nimmt. Auch ist ja Beichten nicht bloßes Schuttabladen, sondern vielmehr Edelzucht; es soll den Gläubigen umgestalten, so daß er als Glied der Kirche Christi „ohne Makel, ohne Runzel sei“ (Eph. 5, 25). Dazu ist aber gründliches Zusehen nötig, und bedürfen, wie Heiler¹ richtig schreibt, „die Stumpfen der Aufstachelung, die Gefühlsharten der Aufrüttelung, die Schwachen der Stütze, die Unreifen der Erziehung, die Schwankenden der Leitung, die Zweifelnden der Aufklärung.“

* * *

¹ Der Katholizismus, 3. Hpttl., 3. Abschn., S. 353.

Die heiligen Rechtsame Gottes sind wunderbare Strahlen, die rein naturhaft aus seiner Wesensfülle sich nach außen drängen und um seine Stirn eine erhabene Glorienkrone weben. In trauriger Verblendung hat der Sünder nun versucht, dem einen oder andern dieser Strahlen sein helles Licht zu nehmen. Da ist es für die Sachwalter des Allerböchsten drückende Gewissenspflicht, dafür zu sorgen, daß dieser Strahl wieder in seinem richtigen Glanz ersteht. Wer aber dabei lau und säumig ist, muß sicherlich gewärtigen, daß über ihm mit schwerem Flügelschlag dieselbe ernste Drohung kreist, wie einst über dem Engel, der Ephesus betreuen sollte: „Sei eifrig und übe deine ersten Werke! Sonst wird dein Leuchter fortgenommen.“ Wie aber, Priester, wenn diese Drohung Wahrheit würde, und Gott in unserem Falle statt des Leuchters den wundertätigen Schlüssel von dir nähme? Was bliebe dann von dir und deiner einstigen Größe übrig? Drum wahre eifrig seine Rechte!

VII.

Der Schlüsselträger als Friedensfürst.

Nach drei Tagen schmerzlichen Entbehrens sahen die Jünger am Osterabend den geliebten Meister wieder unter sich. Er sprach vom Frieden, aß von der Hohnscheibe und war von einer Milde, einer Güte, wie nur ein Herz sie zeigen kann, das überirdisch denkt und göttlich fühlt. Da mochten sie wohl wiederholen: „Herr! Hier ist gut sein. Laß uns Hütten bauen“ (Mark. 9, 4). Statt dessen aber öffnete der Heiland im Saale gleichsam alle Fenster, scheuchte das abendliche Dunkel, stärkte bei den Aposteln so das Augenlicht, daß sie weit in die Ferne schauen konnten, weit über Stadt und Land und Meer, von Pol zu Pol. Und welcher Anblick bot sich ihnen da?

Indessen sie vor Frieden überströmten, lag fast die ganze Menschheit, groß und klein, auf hartem Krankenlager und litt nun schon an die viertausend Jahre an einer schmerzlichen Amfortastwunde, die sich nicht schließen wollte: sie litt unter dem Unfrieden des Herzens. An Ärzten, die heilkräftige Arznei

verordneten, hatte es diese lange Zeit hindurch wahrhaftig nicht gefehlt. Jahrhundert um Jahrhundert waren sie gekommen. Die einen erhofften Heilung durch irdische Beglückung, indem sie neue Wege zu Reichtum und Besitz erschlossen; die andern durch vermehrtes Wissen, indem sie neue philosophische Systeme aufzustellen suchten. Am Ende aber standen alle ratlos da. Die Wunde schloß sich nicht und brannte weiter. Wie konnte für die Menschheit auch Heilung durch einen Menschen möglich sein bei einer Wunde, die ein Fluch von oben geschlagen hatte! So hallte denn der ewig alte Seufzer aus viel-sprachigem Munde durch die stille Abendluft und drang zum Heiland und zu den Aposteln: „Mein Schmerz ist wie das Meer so groß. Wer kann ihn heilen?“ (Klagel. 2, 13.) Und dabei schien es, als reckten tausend, abertausend Hände sich verlangend in die Höhe, als wollten sie nach jenem greifen, der als Retter in den heiligen Büchern verheißen war.

Der Anblick dieses namenlosen Elends griff den Aposteln tief ans Herz und weckte das Verlangen, von ihrem Überfluß an Frieden den armen Bettlern draußen mitzuteilen. So vorbereitet, begriffen sie die hohe Friedenssendung, die ihnen wurde, als der Heiland in feierlichem Tone anhub: „Der Friede sei mit euch (und diesen allen)! Wie mich der Vater sandte (der Erde den Himmelsfrieden zu vermitteln), so sende ich auch euch!“ Von nun ab sollten also sie die Ärzte für die kranke Menschheit sein und ihre tiefe Seelen-

wunde schließen. Wie er, so sollten sie des hehren Friedensamtes walten und in die Herzen Glück und Ruhe senken. Zu diesem Zweck übergab er ihnen dann den wundertätigen Schlüssel, der die Türen aufschließt zu jenen heiligen Kammern, wo der Friede in Fülle aufgespeichert liegt. Und diesen Schlüssel hast du, Priester, auch, und teilst mit den Aposteln die gleiche hehre Sendung, sollst Weihnachtsengel für die Menschheit sein und sie hinführen unter jenen Christbaum, an dem in tausend Lichtern der Friede brennt. Und hättest du auch nur ein einziges Mal eines von diesen milden Friedenslichtern, die Gottes Güte angezündet hat, in einem wild umhergetriebenen, ruhelosen Menschenherzen aufleuchten lassen, so weißt du zur Genüge, was es unsagbar Edles um solches heilige Anzünden ist.

Im Evangelium tritt ein armer Besessener auf, der aller Kleidung bar zwischen den Gräbern hauste, und den die innere Unrast nie an einem Orte ließ. Da legte ihm der Heiland seine Hände auf, und Abendruhe, Gottesfriede kehrte ein in das gequälte Herz, und stille saß er zu den Füßen seines Retters und lauschte dessen Worten. Das ist ein Bild von dem, was du im Beichtstuhl tun sollst. Wie innerlich zerrissen und zerklüftet, dabei gehegt wie ein gescheuchtes Wild, kommt mancher recidivus, consuetudinarius, occasionarius, passionatus zu dir hin. Ach, weil er nirgends Ruhe finden konnte, hat es ihn immer zu den Gräbern hingetrieben, und wühlte er

im Moder irdischer Genüsse, griff nach den Totenbeinen weltlichen Besizes. Und du? Du darfst ihn heilen, so daß es in ihm stille wird und das Gewitter sich verzieht, und die Friedenssonne wiederum über dem düsteren Gewölk erscheint. O Priester, solche Liebestat ist wohl des Schweiges aller Edlen wert; nicht minder aber auch der Kälte, die im Winter das lange Eizen in der Kirche mit sich bringt. Jedoch sei Friedensfürst und Friedensbringer, wie ihn der Heiland sich gedacht hat!



Deshalb strahle schon dein ganzes Außere nur Frieden aus! Am Heiland rühmte Isaias: „Er wird nicht zanken, schreien, noch wird man seine Stimme auf den Gassen hören. Ein geknicktes Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht nicht auslöschen, bis er das Recht zum Siege bringt“ (Matth. 12, 19). Es stimmen die Menschenherzen in vielem mit den Blumen überein. Im rauhen Sturmwind schließen diese ihren Kelch und öffnen ihn erst wieder, wenn die warme Sonne scheint. Und einem andern kundtun, was in schwacher und verborgener Stunde vor sich ging, fällt immer schwer. Verbanne deshalb, priesterlicher Schlüsselträger, als gottgesetzter Friedensfürst ein jedes harte, raue Wort von deinen Lippen; noch weniger sei ironisch oder spöttisch in der Beichte; und irgend eine Schelte werde nie von dir gehört! Man fängt bekanntlich

mit einem Tropfen Honig mehr Fliegen als mit einem ganzen Eimer Essig. Und wolltest du, bevor du in den Beichtstuhl gehst, im Angesichte aller, die dort harren, eine kurze Weile niederknien und still zum Heiland beten, daß er die ernsten Stunden, die nun kommen, segne, so würde dieser Anblick allen großen Mut einflößen und ihr Vertrauen zu dir ganz bedeutend stärken.

Dann lege nicht Scheinfrieden in die Herzen, oder einen Frieden „wie die Welt ihn gibt“. In trauriger Verblendung suchen nämlich manche Sünder nach Schlüsselträgern — und ach, sie finden solche auch —, die ihren Leidenschaften nicht zu nahe treten. Doch bloßes, gewohnheitsmäßiges Absolvieren hat noch niemals wahren Frieden in ein Menschenherz gesenkt. Dazu ist nötig, daß man allen Ernstes nach den Wurzeln der Sünde forscht und schonungslos die Leidenschaften bloßlegt, und dann die Art ergreift und herzhast zuschlägt. Wie ernst ertönt es aus dem Munde des sonst so milden Herrn: „Wenn dich dein Auge ärgert, reiß es aus!“ (Matth. 5, 29.) Und sollte man infolgedessen deinen Beichtstuhl fliehen, so finde Trost in jener Frage, die Christus in entscheidender Stunde an seine Jünger richtete: „Wollt vielleicht auch ihr von dannen gehen?“ (Joh. 6, 68.) Zum wenigsten hast du die Würde deines heiligen Amtes hochgehalten, bliebst wahrer Seelenarzt, wurdest nicht Kurpfuscher.

Gern wendet man da ein, es fehle zu solch gründlicher Behandlung an der nötigen Zeit, zumal

wenn viele beichten möchten. Der hl. Alfons von Liguori¹ gibt kurz und bündig Antwort: „Weit besser ist es, einen einzigen richtig Beicht zu hören, als eine ganze Menge unvollkommen.“

Vor allem aber spiele dich nicht auf als Friedensfürst, indessen du in Wahrheit Fürst des Dunkels und Gehilfe Satans bist. Doch sträubt sich einem fast die Feder, das weiter auszuführen. Drum seien nur zwei Sachausdrücke hingeschrieben: absolutio complicitis sowie sollicitatio, aus deren Buchstaben zur Warnung uns beim Lesen am besten die Feuersbrunst von Sodoma und die Schwefelglut der Hölle entgegenschlügen. Und was die Kirche auch an Strafen für diesen schnöden Mißbrauch des süßen Friedensamtes festgesetzt hat, ist trotz aller Strenge doch immer noch als mütterliche Schonung und mütterliche Nachsicht zu bewerten. Im Grunde sollte man das Holz des Beichtstuhls, wo solche himmelschreiende Untat sich vollzogen hat, zu einem Scheiterhaufen türmen, und schonungslos auf ihm den Freveltäter in Stola und Rochette vor aller Welt verbrennen. Von ihm gilt, was der Heiland von Judas sagte: „Weit besser, er wäre nie geboren!“



O Schlüsselträger! In welches Wunderland ließ Gott die Menschen durch den Propheten (Jf. 65, 17)

¹ 4. Instr. § 2.

schauen: „Ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde. . . . Ich wende Jerusalem zum Jubel und sein Volk zur Freude. Dann werde ich frohlocken und an meinem Volke mich erfreuen. Nicht fürder wird man mehr unter ihm die Stimme des Weinens und des Klagens hören. . . . Und es geschieht: bevor es ruft, will ich Gewährung geben; und während es noch redet, bin ich willfährig. Es sollen Wolf und Lamm einträchtig miteinander weiden, Löwe und Kind zusammen ihre Nahrung nehmen. Die Schlange wird Staub fressen und nicht länger schaden und töten auf meinem heiligen Berge.“ Du aber stehst nun da als ein von Gott Erwählter, bei dieser neuen Schöpfung mitzuwirken. Hilfst du, mit Gottes Gnade die Schlange im Menschenherzen bändigen und die ungestüme wilde Leidenschaft in Fessel legen, so wird die Sionsstadt gar bald von Freude und von Friede überströmen. Im wundertätigen Schlüssel hast du die Kraft dazu. Drum frage dich in ruhigem Ernst: Bin ich im Beichtstuhl wirklich Friedensfürst? Und geht mein ganzes Streben darauf aus, die Leidenschaft zu meistern? Und passe ich mich deshalb auch der Eigenart und den Bedürfnissen der Einzelseelen an? Schablone aber in Zuspruch und Ermahnung wäre dem schnurstracks zuwider.

VIII.

Die Friedensfülle im wunderthätigen Schlüssel.

Das Geschrei des auserwählten Volkes drang aus Aegypten laut zum Ohre Gottes und weckte tiefes Mitleid. Infolgedessen überreichte er am Berge Horeb seinem Diener Moses den Wunderstab, daß er in seiner Kraft die Israeliten zum heißersehnten Lande des Friedens und der Ruhe führe. Wie mögen diese in der Wüste aufgejubelt haben, als sie nicht länger die harten Geißelschläge auf ihrem Rücken spürten! Doch war das schwacher Anfang nur und nicht Vollendung. Die sollte erst im Lande der Verheißung werden. Und gar zu gern hätte Moses sein Friedenswerk gekrönt. Doch auf dem Berge Nebo gebot der Herr ihm Halt, und Josue übernahm an seiner Statt die weitere Führung.

Im Gegensatz zu Moses macht mancher priesterliche Friedensfürst aus eigenem Antriebe, ganz von selber auf dem Berge Nebo halt. Er wußte allen Ernstes den gefallenen Sündern zuzureden. Die Worte brachen wie Sturmgeläute aus seinem Munde und bewirkten, daß jene dem Laster und der Leidenschaft den Rücken kehrten, diesen Henkersknechten

Satans und Pharaos der Menschenseele. Gewiß war damit der wahre Herzensfriede grundgelegt und Herrliches geleistet, und sicher werden alle, die er so aus harter Sklaverei befreite, mit ihm das Jubellied des Moses nach dem gelungenen Durchgang durch das Rote Meer gesungen haben: „Laßt uns dem Herrn Lob sagen! Denn glorreich hat er sich erwiesen. Roß und Reiter stürzte er ins Meer“ (2 Mos. 15, 1).

Doch viele Christen hungern nach größerer Gerechtigkeit; sie möchten weiter, bis ins Innere des Friedenslandes dringen. Und da versagt der Führer, macht auf dem Nebo halt. Fast möchte es undenkbar scheinen. Gibt es denn Edleres, als Frieden, Frieden in Fülle in die wunden Menschenherzen senken? Lobpreisend heißt es in der Heiligen Schrift: „Wie lieblich sind die Füße, welche Frieden bringen und die Frohbotschaft vom Guten!“ (Röm. 10, 15.) Und teilte eine hl. Elisabeth mit größter innerer Genugtuung schon von der gewöhnlichen Speise an hungrige Menschen aus, wie dann erst die Priester? Sie dürfen ihnen das Brot des Friedens brechen und damit jene heilige Seelenspeise reichen, die Christus am Kreuz bereitet hat. Da aber sollten sie versagen oder säumen? Dann würde ja von neuem das harte Wort von jenen Kleinen wahr, die überlaut nach Brot und Nahrung schreien; doch keiner fand sich, der es ihnen brach (Klagel. 4, 4). Indessen gibt es wirklich solche parvuli, und zum Beweise seien ihre Namen hier genannt.

* * *

In erster Linie die *devotulae*. Kaum daß ein Priester diesen Namen nennt, zumal in seiner deutschen Übersetzung „Quieseln“, und es nicht gleichzeitig in Hohn und Spott um seine Lippen spielt. Gewiß sind diese Leute mit ihrem süßlichen Getue und ihrem so vielfach äußerlich zur Schau getragenen Gottesdienst abstoßende Gestalten und muten an wie Zerrbilder auf seidenen Kirchenfahnen. Wie aber sind sie wohl zum guten Teile so geworden? Ach, ihre Seelen verspürten einen wahren Hunger nach Frieden und Gerechtigkeit und lechzten nach jener Sättigung, wovon der Heiland in der Seligpreisung redet. Wer aber anders sollte dies Verlangen stillen als der Priester, der gottbestellte Friedensfürst? Doch der versagte leider, gab keine rechte Anleitung zum Höherstreben und kannte in der Beichte nur allgemein gehaltene Ermahnungen. Drum nannte man auch spöttisch einen solchen, indem man die Bezeichnung dem ewig wiederholten Inhalt seines Zuspruches entnahm, den Vater „Fahrensiesofort“. Infolgedessen machten sie sich selber auf die Suche nach der Friedensfülle, gerieten aber, da sie allein, auf eigene Faust so schwer zu finden ist, vom rechten Wege ab, und landeten in einem Dickicht und Gestrüpp von äußerem Formelkram, maßloser Ablassjägerei, süßlicher Andachtsübung. Statt über sie zu lachen, Priester, schlügest du drum bei ihrem Anblick besser an die eigene Brust und sprächest reuevoll ein *mea culpa*.

An zweiter Stelle seien die Ordensschwestern angeführt. Was trieb sie denn ins Kloster? War es nicht bei allen der edle, hohe Schwung des eigenen Herzens? Sie wollten das centuplum erringen, wollten die inebriatio ab ubertate domus (Ps. 35, 9) an sich erfahren. Jedoch der Weg im Kloster führt auch nicht immer über saftigen Rasen, sondern häufig über Steingeröll. Und werden ihnen da die Füße wund und blutig, und will die Kraft versagen, wo suchen sie am ersten Linderung und Trost? Beim priesterlichen Friedensfürsten, welchen das Ordinariat in Gottes Auftrag für sie verordnet hat. Doch finden sie bei dem oft nicht einmal Verständnis, geschweige denn Ermutigung und Hilfe. In seiner Unvernunft nennt er deshalb so gern die Verwaltung seines wichtigen Amtes ein „Abstäuben von Heiligenbildern“, und ahnt nicht im geringsten, daß er dabei im Kleinen ein Diokletian und Nero ist und stille Märtyrinnen der Seele und des Herzens schafft.

So ist es also wahr: die Beichte könnte und sollte Hochzeitsfest der Seele mit einem Überschwang von Glück und Frieden sein und wird in vielen Fällen ein Trauergottesdienst mit Requiem und Exequien für die Friedenssehnsucht:

„Verwitwet ist das Land,

Drauf einst die Ernte reich in Ähren stand.“ (Tagore.)



Wie läßt sich das erklären? Am Schlüssel liegt es sicher nicht. Denn dessen hohler Innenraum wurde von seinem Schmiede nicht so karg und eng bemessen, daß er vom Frieden nur ein kleines Maß, nicht aber dessen Fülle bergen könnte. Und spricht der hl. Paulus nicht von einem Gottesfrieden, „der jegliches Begreifen übersteigt“ (Phil. 4, 7)? So muß denn wohl der Träger hier in Schuld sein.

„Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ So hält es mancher priesterliche Friedensfürst für höchstes Tun, wenn es gelingt, die Sünde und das Laster aus Menschenherzen zu verbannen, und gibt sich dabei alle Mühe. Doch ist das vorab negative Arbeit. Was ist indessen höher zu bewerten: Unkraut jäten, oder den Weizen in seinem Wachstum fördern? Vom Beichtvater der Ordensschwestern aber schreibt ganz treffend Lehmkühl: „Verhälfe er auch nur verhältnismäßig wenigen zur Vollendung in der Tugend, so diene dieses mehr zur Ehre Gottes, als wenn sich viele, aber in unvollkommener Weise um die Tugend mühten.“¹ Ein unvollkommener Akt der Liebe, zahlenmäßig auch noch so sehr vervielfacht, erreicht bekanntlich nie den Wert von einem einzigen vollkommenen. Diese Wahrheit erläutert der hl. Vinzenz von Paul in einem Schreiben an die ehrwürdige Luise von Marillac durch folgenden Vergleich: „Ein schöner Diamant ist mehr wert als ein ganzer Berg

¹ Theol. mor. II, n. 639.

von Steinen.“ Wenn sich der priesterliche Friedensfürst das klar vor Augen hielte, mit welchem Eifer würde er sich dann der Vervollkommnung der Seelen widmen und damit auch zugleich die große Friedenssehnsucht, die sie hegen, stillen!

Doch das ist keine leichte Sache. Der hl. Franz von Sales schreibt: Das wichtigste und schwierigste von allen priesterlichen Ämtern ist das Beicht hören. Und dessen Schwierigkeiten wachsen, je mehr der Fortschritt einer Seele kund wird. So sind ja auch beim Meißeln einer Statue die ersten rauhen Kanten bald entfernt. Doch heißt es dann, die feinen Unterschiede in den Zügen und Linien des Gesichtes herausarbeiten, so ist bedeutend höhere Kunst vonnöten. So schon beim harten, rohen Stein. Wie erst bei einem Zartgebilde, wie es die Menschenseele darstellt, und wo so vieles dunkel und verschleiert liegt! Drum sagt der hl. Gregor d. Gr.: *Ars artium regimen animarum*, und der hl. Gregor von Nazianz pflichtet ihm gern bei: *Scientia scientiarum hominem regere*.

Das sind wohl jene beiden Gründe, die den priesterlichen Friedensfürsten schon auf dem Nebo halten lassen. Ist es der Heiland aber wohl zufrieden? Er hat das Wort gesprochen: „Seid vollkommen, wie es im Himmel euer Vater ist!“ Das aber hat im Munde der ewigen Wahrheit nichts an sich von einer hohlen Phrase und rednerischer Ubertreibung. Und selber widmete der Heiland sich doch an die dreißig Jahre der Vervollkommnung der einen Seele seiner Mutter

und wußte jenen Wunderbau der Tugend in ihr aufzurichten, bei dessen Anblick selbst die Engel staunen. Sollte der priesterliche Friedensfürst sich daran nicht ein Beispiel nehmen dürfen? . . .

* * *

Außer den bisher Genannten betreue er in väterlicher Liebe auch noch einige andere *parvuli petentes panem pacis*. Zunächst die *anxii*, in deren Seelen ein starkes Sehnen mit großem Ungestüm zum Land des Friedens geht. Doch hält sie eine ständige Furcht in ihrem Bann, und müssen sie an sich die Qual des Tantalus erfahren: ein stetes Greifen nach der goldenen Friedensfrucht, und anderseits ein stetes Sichentwinden des Zweiges, der sie trägt. Das flüchtige Versichern nach der Beichte: „Seien Sie jetzt ruhig; es ist alles gut“, und das bequeme Auffordern: „Sie müssen diese Angst verachten“, ist nicht imstande, ihre Seelennot zu scheuchen. Da müßte man vielmehr zu Werke gehen mit der ganzen Liebe eines Vaters und eines edlen Menschenfreundes, die keine noch so große Mühe scheut und jedes Opfer, das Erfolg verheißt, von Herzen gerne bringt. Das würde mancher priesterliche Friedensfürst auch sicher tun, verstünde er, sich nur ein wenig in jene armen Seelen einzufühlen. Denn was ist eigentlich der Kern, das Wesen ihrer Furcht? Es ist die Angst vor Feuersnot, der fürchterlichen Feuersnot der Hölle. Wie grausig muß diese aber jene so zart und fein organi-

sterten Seelen quälen! Und ihnen diese Angst benehmen, ist das nicht höchste soziale Tat, wahrer Triumph der Nächstenliebe?

Legtlich die scrupulosi. Der Name bezeichnet ganz vortrefflich deren innere Not. Auch diese lockt das Wunderland mit seiner Friedensfülle. Doch in welcher harter, mühevoller Wanderung streben sie ihm zu! Sie haben spitze Steinchen in den Schuhen, die sich bei jedem Tritt in ihre Sohlen bohren. Und so gehören sie zu jenen Armen, die innerlich nie lachen und von Herzen froh sein können. Wie wären sie wohl dankbar, wenn jemand diese Steinchen entfernen wollte! Der Löwe zeigte sich schon dem Androklus dankbar, als er den einen spitzen Dorn aus seiner Luge zog. Doch dazu reichen wiederum nicht einige landläufige Redensarten und Beruhigungsformeln aus. Vielmehr bedarf es ganz genauer Untersuchung, was für ein schlimmer Unhold ihnen eigentlich die Steinchen in die Schuhe wirft; und hat man ihn erkannt, dann wird unsägliche Geduld, gepaart mit strenger Milde und mit milder Strenge, allmählich ihn zu scheuchen wissen, zumal wenn man die Regeln kennt, welche die Moralisten zur Besserung solcher Seelen geben.

* * *

Kennst du, priesterlicher Schlüsselträger, das Bild von Anselm Feuerbach: „Iphigenie am Seegestade“? Auf hartem Felsen sitzt sie da, das Kinn mit ihrer

Linken stützend, indessen sich die dunkeln Augen in die weite Ferne bohren, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Ja, Heimweh ist schlimmes Siechtum für das Menschenherz, dessen eigentlichste Heimat der Friede ist. Wie manche Seele könnte der priesterliche Friedensfürst von diesem Siechtum heilen, wenn er sich ernstlich darum mühen wollte in Kraft des wundertätigen Schlüssels!

Nachwort.

Omnis pontifex ex hominibus assumptus (Hebr. 5, 1). Das ist die kurze Formel für die eigenartige Regierung, welche jeder Priester aufweist: himmelhohe Machtbefugnis in schwachem Menschenarm. Und so ist er naturgetreues Nachbild der im Traum geschauten Bildsäule Nabuchodonosors: „das Haupt vom feinsten Golde und die Füße aus gemeinem Ton“ (Dan. 2, 33).

Wie konnte der allweise Gott ein solches Wagnis unternehmen? Denn er ist ja der Bildner dieser Statue: *Non vos me elegistis, sed ego elegi vos* (Joh. 15, 16). Das gänzlich zu ergründen steht dem beschränkten Menscheng Geist nicht zu. Doch wissen wir aus vielem, das die heiligen Bücher uns berichten, wie göttliches Erbarmen noch stets zu Höchstem fähig war. Und göttliches Erbarmen hat auch übermächtig hier gewaltet. Um indes dem Wagnis das Tollkühnste zu benehmen, hat Gottes Weisheit in jedes Priesterherz an Amts- und Beistandsgnaden eine ganze Fülle hineingelegt, die irgend einem Unheil und Verderben steuern sollen.

Doch gibt es leider immer wieder den einen oder andern Priester, bei welchem diese Gnaden unverwertete Talente und totes Kapital sind. Wie muß

uns da für einen solchen Armen hängen! Denn ständig lösen sich die Steine von der Bergesspitze, stoßen wuchtig an die tönernen Füße und legten leider, wie die Geschichte der Kirche zeigt, schon manche Statue in Trümmer. Ist aber diese Art von Trümmern nicht besonders grausig, ja so grausig, daß selbst ein Jeremias nicht entsprechend klagen könnte? Welch unsägliche Wemut lag darum auch in dem einen Worte, das der Heiland zu dem entarteten Apostel Judas sprach: „Freund, wozu bist du gekommen?“

Höre deshalb, Priester, doch auf die wohlgemeinte Mahnung des Apostels: *Excita gratiam, quae in te est* (2 Tim. 1, 6), und erwäge oft, was Großes der Herr an dir getan hat, indem er dir das goldene Zepter und den wundertätigen Schlüssel überreichte! Solange die Ampel des hellen Glaubenslichtes in deinem Innern brennt, und du in ihrem Scheine den hohen Wert der beiden Gottesgaben schaust, ist deine Statue in guter Hut, und wirst du leicht die Steine merken, die an ihre Füße stoßen, und sie davor bewahren.

Indessen ist es, allgemein gesprochen, für die Kirche noch immer besser, daß die Statue des Priesters ganz in Trümmer sinkt, als daß sie weiterhin auf hohem Sockel stehen bleibt, Zepter und Schlüssel trägt und doch dem gottgewollten Zwecke bei ihrer Bildung nicht gerecht wird. Denn, der die Statue schuf verfolgte damit hohe Ziele. Sie sollte Nutzen

stiften für die Menschheit, gleichsam für sie als wundertätiges Gnadenbild dastehen: ut fructum afferatis (Joh. 15, 16). Drum nannte der Heiland ja den Priester auch sal terrae und lux mundi. Und dieser hehre Zweck rechtfertigt voll und ganz den harten Satz: Weit besser für die Menschheit, daß ein losgelöster Stein die Statue ganz in Trümmer legt, als daß sie stehen bleibt in ihrer stolzen Pracht, doch ohne ihrem Zweck zu dienen. Im ersten Falle würde wohl an ihrer Stelle eine andere errichtet; sonst aber lebte die Gemeinde in dem falschen Wahn, sie hätte einen Hirten, und hat nur einen Mietling.

Auch hierzu ist Gefahr genug vorhanden. Denn welchem Priester drohten nicht als Feinde Leichtsinns, Gewohnheit, Ausgegessenheit? Und diese machen „das Salz der Erde“ schal. Und welchem nicht auch Weltgeist, irdisches Einschägen, bloßes Sehen mit den Sinnen? Und diese sind wie Nebelschleier, die das „Licht der Welt“ verdunkeln und abblenden. Drum, Priester, haec devota und prima opera fac und führe dem heiligen Feuer der Begeisterung, das am Weihetage so hell in deinem Innern glühte, stets neue Nahrung zu durch frommes Beten, priesterliches Wandeln und apostolisches Wirken im Geiste Jesu Christi!

Aus allem diesem ist wohl offensichtlich, was dies Büchlein anzustreben sucht: die unvergleichlich hehre Statue des Priesters unversehrt erhalten in ihrer stolzen Pracht und ihrem

gottgesetzten Zwecke. O daß doch alle, die das goldene Zepter und den wundertätigen Schlüssel in ihren Händen halten, nachdenklich oft die Inschrift läsen, die als Sporn zugleich und Mahnung jemand auf ihren Sockel hingeschrieben hat:

Willst du ein Leben, das schwer wie ein Alp
Auf dir lastet und wie ein Fluch?
Werde Priester und werde es halb! . . .

Willst du Freude übergenuß
Und die Seele voll Friede und Gottesglanz?
Werde Priester und werde es ganz! . . . (Thrasolt.)



Von Franz Xaver Esser S. J.
ist im gleichen Verlag erschienen:

Der stille Klausner
im Tabernakel

5.—9. Tausend

*

